

**THE TEXT IS FLY
WITHIN THE BOOK
ONLY**

R U T H S C H A U M A N N / Y V E S



Y V E S

ROMAN VON RUTH SCHAUMANN



VERLAG JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET
MÜNCHEN

Printed in Germany

Copyright 1933 by Josef Kösel & Friedrich Pustet, München

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Germaine d'Armand und Hortense Filliol sind Freundinnen. Sie sind einander wie Schwestern, sie sind sich mehr als Schwestern. Hortense hat als erste in Germaines Stammbuch, das Herr d'Armand seiner Elfjährigen in das Institut der Madame Pauline de Cabrières gesandt hat, mit ihrer neunjährigen Hand geschrieben (sie schreibt gut für ihr Alter, aber so fliegend wie steil): Freundschaft ist stärker als Blut.

Germaine hat das Blatt einer Rose aus Madames Gärten darüber gelegt und dann zwei durchstochene Seiten mit einem Band und einem Siegel verschlossen, auf dem Siegel ist das Wappen der edlen d'Armands: Feuer ohne Asche, Schlange ohne Zahn.

Germaine d'Armand und die kleine Filliol haben beide keine Mutter. Madame tut hier, was sie kann. Dafür haben sie drei Väter, die der Reihe nach ihre Töchter besuchen, also daß oft Sonntag ist während der Woche. Madame schließt ihre strengen Augen für die drei Herren und öffnet dafür ihr vom Leben klein gewordenes Herz, so weit sie kann, denn alle drei Besucher der Kinder sind, was ihr gefällt.

David Filliol, der Vater Hortenses, hat nicht den Adel d'Armands, er hat die gelichtete Wildnis afrikanischer Wälder in seinem dunklen Blick

und seine gepflegten Hände verraten noch immer die Arbeit in einer Sonne, die im Himmel aufrecht steht wie ein Schwert. Er trägt noch mit eigensinniger Vorliebe die breitzkrepfigen Hüte jener Zeit, sie bedecken mit ihrem Schatten sein Auge, das weitsichtig ist. Daß er eine Brille in seiner Westentasche verbirgt und sie gebraucht, wenn er allein ist, weiß niemand. Sein Haus in Paris ist sehr einsam, seine Büros im Herzen der Stadt sind sehr belebt. Täglich um 8 Uhr genau betritt er diese Räume, mit ruhigem Atem, als käme er von seinem breiten, harten Lager herein und nicht von einem dreistündigen Ritt.

Germaine liebt Herrn David Filliol, den Vater der Freundin, zärtlich. Dafür verehrt Hortense den stillen, adeligen Herrn d'Armand, wie man die oberste Blume einer Kathedrale verehrt, darauf das Kreuz steht, von der Sonne vergoldet oder vom Reif des Winters zu Silber gegläht. Hortense sieht von dem Fenster des Zimmers, das sie mit Germaine teilt, eine solche Kreuzblume, die der Kirche von Saint Y. Auf ihrem kleinen Bett liegend, die großen Augen der Filliols (ihre Großmutter war die schönste Tochter eines Kreolen) in die wachsende Morgenröte gerichtet, nennt sie die ferne steinerne Blume Blaise d'Armand, ehe sie das kleine, weiße Gewand ihres Schlafes von sich streift und die ihr unbewußte Blume ihres Körpers mit kalten Strömen begießt.

Germaine weint manchmal bei diesen Waschungen auf, doch Doktor Verneuil hat auch ihr diese

verordnet, und ein gehorsames Kind tut, was der geliebte Vater befiehlt.

Eugène Verneuil ist der dritte Vater der Kinder. Der greise Arzt, überlaufen von den Leidenden der mächtigen Stadt, findet doch immer noch Zeit, einmal die Woche herauszufahren zum Institut Madames in den grünen Gehölzen. Dann kommt er, den linken Fuß seit einer plötzlichen Lähmung leicht schleifend nach sich ziehend, den breiten Rampenweg heran gegen das alte Portal, das nur Hausbewohner benutzen. Auf den feuchten Rasenplätzen sprießen die ersten Krokus hervor, Geburt aus dem Grabe. Der Greis, noch leicht betäubt von den Schreien einer Kreißenden, die er vor wenigen Stunden dem Tode entwand, gedenkt der Frau Julie d'Armand, da sie, Germaines klägliches Hasengesichtchen mit erkalteten Füßen streifend, bewußtlos verschied. Er gedenkt der Gattin David Filliols, die vom Kelch ihrer Milch, darin sie unschuldig das Geschwür des Todes genährt hatte gleich einem Käfer, bis zu den schönen Säulen ihres Ganges zerfiel, wie Zunder von Flammen berührt. Sie behielt ihr Bewußtsein bis zuletzt, heroisch wie ein Mann in der Schlacht: „Verneuil, trösten Sie meinen Mann, bewachen Sie mir Hortense ...“

Die Krokus im Park Madame Paulines blühen so schön. Es gibt gelbe, sie sind so arglos, es gibt weiße, violenfarben gefiedert, diese sind die kostbareren, leicht erliegen sie den späten Frösten, davor sie hier niemand bewahrt. Denn immerdar kommen neue, die Zwiebeln sind in Pausen gelegt

worden, später lösen Narzissen die Krokus ab, die nun verblühen.

„Du wirst deiner Mutter sehr ähnlich, mein Kind“, sagt Herr Verneuil zu dem Mädchen d'Armands, „und du gleichst recht sehr deinem Vater“, spricht er zu Hortense, da die Freundinnen, zwei verschlungene Heben trotz den bordeauxfarbenen Kleidern, den dunklen des Instituts, ihm auf der Treppe des Hauses entgegenkommen, gesandt von Madame, die durch die knospenden Zweige der Platanen im Spion vor ihrem Fenster den Doktor hat nahen gesehen.

„Madame hat Tee für Sie.“

„Im Salon Royal“, bestätigt Hortense, denn Germaine schweigt nun und ist errötet — man hat ihr berichtet, ihre Mutter sei sehr schön gewesen: *comme un ange sur la terre*.

Und sie trinken selbviert Tee im „Königlichen Gemach“, wo alle Vorgängerinnen Madames hängen in großen Bildern, streng oder lächelnd, doch immer passend zu dem Gewand ihrer Zeit, wie die Bücher, Rosen oder Diamantenkreuze in ihren Händen. Eine davon hielt einen Totenschädel in der rosigen Linken, die Rechte gebogen über das Herz. Madame hat dieses Bild entfernen lassen. Es ist nicht gut, mit dem Tode spielen zu sehn, er kommt frühe genug zu den Seinen. Wo das große Bild gehangen hat, deckt nun eine Landschaft die ungebleichte Stelle in der Tapete, die

ein farbiges Licht schien in der großen Wand und doch nichts anderes ist als unerprobte Treue. Madames Herz ist sehr ähnlich diesem ungebleichten Fleck der Tapisserie, niemand hat es erprobt. Ohne Prüfung wird Tugend ein Fehl.

Madame hebt die kostbare Tasse an die sehr schmalen Lippen. Hortense hat es längst bemerkt: diese Tassen erscheinen nur zum Tee mit dem greisen Arzt. Hortense hat Germaine darauf aufmerksam gemacht. Germaine hat gelächelt: „Was du nicht alles siehst . . . also Doktor Verneuil! . . . unsere armen Papas!“

Germaine und Hortense, obwohl zwei Jahre auseinander, sind zugleich in das Alter gekommen, wo man vieles sieht, noch mehr übersieht und alles zärtlich belächelt, genau, als achte ein Vogel nicht, daß er auffliegend den Ast, der ihn hielt, mit den Füßen zerbricht.

Daß sie keine Kinder mehr sind, erfahren sie nicht anders und erst, als Eugène Verneuil bei seinem nächsten Besuch — er selbst ist leidend gewesen, und es ist inzwischen Sommer geworden — zu Hortense sagt: „Wie wohl Sie erscheinen, Hortense, greift das Studium Ihre Kräfte nicht an?“

Hortense fühlt Brücken hinter sich brechen, sie faßt nach Germaines Hand: Ist Germaine auch hier?

Doch Doktor Verneuil spricht schon zu dieser sehr sorglich, den Stoff des Institutskleides (auch im hohen Sommer hat es die dunkle Farbe des Weins, zu schwer und entsagend für die Schul-

tern der Kinder, die leben und dem Leben noch fern sind) betastend: „Ist es nicht schwül, in diesem Kleide durch den Sommer zu gehn, Germaine d'Armand? Sie werden nicht mehr lange dieses Kleid tragen. Gestern war Herr d'Armand bei mir. Er sprach nichts andres als was Sie betrifft. Es gibt eben sehr schöne junge Muster zu Stoffen in unserm alten Paris.“

Am Abend knien sie beide, schon zur Nacht entkleidet und neugekleidet, zwischen den Fußenden ihrer Betten, die sie schon seit einiger Zeit im Schlaf mit den Sohlen streifen, träumend, sie möchten aufstürmen in den Wind des Fluges, doch die Erde halte sie fest an den äußersten Zehen.

Hortense hat das Bedürfnis, nicht mehr zu beten wie bisher, da sie noch Kinder waren, Germaine d'Armand und sie. Sie falten ihre Hände (die Hortenses sind mager geworden) übereinander wie zwei Planen zu einem Zelt, daß ihr Gebet daraus hervorgehe, ein schöner Krieger vor Gott.

Hortense spricht vor. In dem geöffneten Schlafzimmerfenster rauschen die Blätter der alten Platanen mit den Blüten der Sterne zusammen, darin die Stempel sich kräuseln, befruchtet vom Staub der jungfräulichen Worte:

„Gott, Du hast uns gemacht, ohne uns zu fragen: Wollet ihr leben?

Du hast uns gemacht, daß wir hier knien und sagen: Wir lieben Dich, Gott.

Du hast gewollt, daß Dinge sind zwischen Dir

und uns, und daß wir sagen müssen: Wie schön sind die Dinge.

Du hast es gewollt, daß wir sagen müssen: Wir lieben die Welt und wir wollen nicht sterben.

Du hast gemacht, daß Früchte sind (Germaine denkt an die Himbeerhecke Madames, die sie heimlich besucht hat, denn sie liebt die Beeren so sehr) und unsere Hände da sind und bitten: Gib uns die Früchte, Vater, gib sie uns.“

Hortenses Stimme hat sich erhoben, sie spricht wirklich mit Gott, dem Unsichtbaren, dem, der von jeher gewesen ist, ohne zu werden.

Germaine denkt an Herrn David Filliol, an ihren Vater, an Doktor Verneuil: Sie werden nicht mehr lange dieses Kleid tragen, Germaine d'Armand — (sie haben nie andre Männer gesehen im Institut als diese drei. Der Gärtner Gaston ist kein Mann, er ist ein Tölpel, aber getreu).

„Du hast gemacht, daß wir knien müssen und sagen: Sei gut zu uns, denn wir haben nichts Böses getan.“

Hortense ist fern von Germaine, ihre eigene Inbrunst hat sie entrückt. Ihre ansteigenden Hände lassen die kleinen, warmen der Freundin unter sich, ihre Stimme verliert jeden Ton. So verliert der Adler Form und Duft des Thymiankrautes auf dem höchsten Gefels aus den Augen, und den Leib der Gebirgsgrille darin.

„Hilf mir, nichts zu tun, was Dich kränkt, und dennoch zu sein, oder nicht mehr zu sein . . .“

Germaine d'Armand schaut entgeistert auf die Gefährtin. Ob auch der Mond, der gefahrvolle,

noch nicht die Zelle betrat, ist doch Hortenses Gesicht leuchtend. Sainte Thérèse, denkt Germaine erschreckt. Sie kennt von einer Wiedergabe das ungeheuerliche Kunstwerk Berninis, den nahen Pfeil in der Hand des Knaben-Engels und die Heilige, ungetroffen, doch schon durchbohrt, zwischen Himmel und Welt.

Gleich jenem Haupt fällt Hortenses schöner Kopf eben sanft in den Nacken. Die Linie vom Kinn zur kleinen Grube des Halses wird straff wie die weiße Sehne des Bogens. Unsichtbar bleiben die Pfeile, die Hortense Filliol selber gegen Gott sendet, und die Linie des Kinns zittert gering zwischen Straffen und Straffen.

Eine große Liebende, würde Doktor Verneuil sagen, sähe er dies, gebildet von einem größeren Künstler, als es der große Bernini gewesen. Eine große Liebende... Gott behüte sie gnädig.

„Behüte mich“, sagt Germaine d’Armand einsam in ihrem alten, kleinen Kindergebet. „Très Sainte Vierge, Mère Marie, behüte deine kleine Tochter, behüte dein Kind, kleines Mädchen der heiligen Anna.“

Es wird kühl in der Zelle, Tau fällt draußen als Geräusch in das schwarzblaue Laub.

Hortense steht auf. Sie kann lachen: „Hast du noch von deinen Bonbons de Crème, Germaine? nun, dann gib sie.“

In Hortenses Bett, dicht aneinandergeschmiegt, essen sie noch eine Weile Bonbons de Crème. Die leere Tüte fällt zerknüllt hinter das Lager.

Wie Madame ihre Ronde macht und die Zelle

ihrer Lieblinge betritt (wer sähe nicht gerne Engel im Schlaf?), findet sie Germaine mit gefalteten Händen in ihrem Bette, ein schlummern-
des Kind, Hortense aber auf dem ihren, vom Mond getroffen, unbeweglich, die Decke bis weit unter die knospende Brust gerissen, Penthesilea nach der Schlacht des Achill, schiffhaft treibend zwischen Schlummer und Tod.

Madame Pauline bekreuzigt sich, sie bekreuzigt auch die ihr anvertrauten Kinder, erst Hortense, dann Germaine.

Sie schließt behutsam das Fenster gegen den Mond.

„Nein“, sagt hinter ihr Hortense im Traum.

Madame ist erschrocken. Welche trotzige Stimme hat die kleine, weiße Zelle der Kinder entweiht?

Und nun sieben kurze, lange Tage, seit jenem Abendgebet.

Herr d'Armand ist gekommen, seine einzige Tochter aus Madames Händen zu sich zu nehmen.

Er sitzt mit Madame im Zimmer La Mairie, wo die Glasschränke mit den Akten aller Töchter dieses Hauses stehn. Es sind Blätter und Namen vom zehnten Jahre des 18. Jahrhunderts dabei, Madame aber holt nur den schmalen Band Germaine d'Armand hervor, ohne mit den kurzen, weißen Wimpern zu zucken. Sie gibt den Schein der Geburt zurück, den Impfschein (oh, wie weinte die kleine Germaine unter den zwei winzigen Stichen), den Schein mit der Schrift

d'Armands unter den Worten: verpflichte mich von diesem Tage an, Germaine d'Armand, Tochter Blaise d'Armands und der Julie, geborene de Castagnac, im Schutze des Instituts Saint Prudence zu belassen.

Das Blatt ist leise vergilbt. Wieder, doch sehr fern, hört Herr d'Armand Madame sagen: Das Kind ist noch zu klein, wir nehmen unsere Töchter erst aus dem siebenten Jahr.

Oh, Madame, die kleine Filliol ist noch jünger, ihr Vater bringt sie übermorgen hierher.

Madame schweigt. Herr d'Armand ist die vornehmste Erscheinung, die sie jemals gesehn.

Ich werde Germaine häufig besuchen.

Es darf sein, sagt Madame, in Anbetracht ihrer Jugend ist es ihr nützlich, den Vater häufig zu sehn. Sie wird an Heimweh leiden?

Ich fürchte, Madame. Doch ich sende sehr bald ihren zweiten Beschützer, Doktor Verneuil, Eugène Verneuil.

Madame schweigt. —

Das gelbe Blättchen wird in d'Armands Brieftasche gelegt zu den andern Scheinen, zu oberst das heilige Bildchen mit dem göttlichen Herzen, das besagt: Germaine d'Armand hat am Sonntag in albis den Herrn erstmals empfangen. Es ist sechs Jahre her.

Germaine und Hortense gehn noch einmal im Park. Noch blühen die Rosen Madames, doch die ersten bunten A stern erschließen sich schon. Germaine und Hortense aber sind zwei Narzissen.

Germaine, ob sie auch zarter erscheint, ist die gelbe, Hortense die andre, die man trifft auf südlichen Hängen im März, langstielig, mit einem sehr starken Duft der schneeweißen Blüte, Freundin der liebenden Hirten, die ihre Widder und Schafe weiden, vom Schatten der Berge hinweg, immer der sinkenden Sonne nach.

Die Mädchen küssen sich nicht. Die Berührung von Lippe auf Lippe ist ihnen fremd. Nur ihre Gewänder, Germaines schon helles und leichtes, und Hortenses weinrotes, rühren sich an und die klaren Schenkel wärmen hindurch, Seite an Seite. Und dann die Spitzen der Hände. Wie die Elisabeths und Mariens zum Willkommen, grüßen sich jene zum Abschied. Nur die schmalen Leiber zeichnen sich nicht ab unter der Brust, kaum diese. In der Platane ruft ein Vogel vom Nest.

Also gehn sie hin zum Portal, wo der Wagen steht, und davor Madame und Blaise d'Armand. Sie weinen nicht, die schönsten Töchter Madames.

„Ich werde dir schreiben. Ich werde bald selbst kommen, Vater wird es erlauben. Er wird es gewiß erlauben.“

„Grüße Doktor Verneuil.“

Die Pferde ziehn an. Nun weint Germaine doch an die Schulter des Vaters. Hortense, Madames Arm in dem ihren, führt die Beraubte zurück in die kühle Halle des Instituts.

In dem offenen Fenster ihrer Zelle (Germaines Bett ist schon wie nach einem Begräbnis mit einem weißen Laken verhüllt, Hortense hat ihren florentinischen Hut darauf gelegt, den mit den

schwarzen, seidenen Bändern) sitzt Hortense Fil-liol allein und liest in einem heimlichen Buche. Sie liest es in der Sprache, darin es ersonnen ward, es ist die Aeneide Vergils.

Dies sind einige der Briefe jener Kinder Madames, die das Leben getrennt hat, für eine kleine Weile, eine ganz kleine Weile.

Germaine an Hortense:

. . . Daß ich nicht vergesse, Doktor Verneuil läßt Dich sehr grüßen. Er legt Dir sein Herz vor die Schuhe (die meinen sind mir jetzt zu klein geworden). Du weißt, wie liebenswürdig, lächelnd und schwermütig zugleich, er dies sagen kann (warum blieb er unvermählt? man darf dies wohl denken, nicht aber fragen). Zur Einweihung meiner drei Zimmer kam er zu uns. Ich spielte ein wenig und sang. Er nahm mit Papa den Tee im Salon d'Hortense, wie ich das eine Zimmer genannt habe, Dir zuliebe und den Hortensien in der Tapete und dem Stoff der Fauteuils. Diesen habe ich gewählt im Gedanken an Dich. Komm bald!

Noch eins. Morgen wird mich Papa einführen im Salon der Marquise de la Mothe. Bete für mich, daß ich Madame Ehre mache. Das Kleid ist weiß mit Besatz aus gesticktem Filigran. Wenn ich an jene denke, die es tags und nächstens mit entzündeten Augen gestickt haben, möchte ich weinen. Bete für sie und

Germaine.

Hortense an Germaine:

12. Oktober, Institut St. Prudence.

Madame trauert um Dich. Sie hat wirklich geweint, als der Wagen hinwegfuhr. Sie hat es zugelassen, daß ich sie stützte. Denke Dir Madame an meinem Arm, die Treppe hinansteigend, eine alternde Frau, diese Treppe, die wir zusammen hinaufsprangen und hinab, wenn es hieß: Doktor Verneuil auf dem Parkwege, mes enfants! Tee im Salon Royal.

Es ist alles vorüber!

Ich gehe allein die Stufen hinab oder hinauf. Nach den Stunden bin ich in meinem Zimmer, Madame ist sehr gütig, ich habe es noch für mich allein.

Schicke mir doch durch Doktor Verneuil ein Paket Kerzen. Er wird mich verstehn. Madame würde es nicht erlauben, daß ich lese, aber die Nächte sind lang und das Leben mag kürzer sein, als sie glaubt. Lies die Aeneis, den 4. Gesang. (Hortense streicht es wieder aus, gründlich genug, daß Germaine nichts mehr zu entziffern vermag, sie denkt: lesen ist für die Einsamen, und fährt fort:) Mein Vater schreibt nichts davon, daß er mich holen wolle. Er ist in Marokko gelandet.

O Germaine, sei fröhlich, ich werde es durch Dich auch sein. Madame ruft. Lebe wohl!

Glaubst Du, daß Madame weinen würde, ginge auch ich? Es ist ein Geschenk, das man gibt: um einen zu weinen.

Hortense.

Germaine an Hortense:

Freitag

Meine Schwester! Liebe, liebste Hortense, gefällt Dir dieses Papier? Herr Verneuil hat es mir geschenkt, aber Du wirst es schon kennen. Denn er sagte, er wolle Dir das gleiche bringen mit dem heimlichen Bündel Wachs. Er sagte: Sie, Germaine, werden nun manchen Brief schreiben, diese Briefe werden gern auf edlem Papier niedergelegt, das nicht vergilbt vor drei Jahrzehnten. Es könnte sein, sagt Verneuil, daß von diesen Briefen einer bewahrt würde an einem Herzen, das ihn nach dreißig Jahren noch nicht in Zerfall sehen will. Ob wir nach dreißig Jahren noch leben? Hortense, noch drei Wochen und ich bin in meinem achtzehnten Jahr.

Die Marquise de la Mothe ist sehr gütig. Es hat niemand über mich gelacht, meint Papa. Er hörte es gern, daß man ihm sagte, ich gliche der Mutter. Gestern, beim Gutenachtsegen, sagte er: Juliette, und noch einmal ganz leise: Julie. Ich konnte lange nicht schlafen. Behält ein Mann so tief immer das gleiche Bild in seinem Herzen, daß er achtzehn Jahre hernach zu Germaine sagen kann: Juliette, und nicht merkt, was er getan? Ich schwöre Dir, er wußte nicht, daß er dies sagte. Er sieht viel wohler aus, seit ich hier bin.

Gelesen habe ich nichts. Verzeih dies. Papa, Verneuil, die Marquise, ihr Sohn, alle bemühen sich, mich zu zerstreuen. Eben fährt die Marquise vor, vielleicht kommen wir bis zu Dir. Dann mündlich Deine, nur Deine Germaine.

Die Marquise ist mit dem Kinde d'Armands an ihrer linken Seite nicht bis zu Madames Institut in den Gehölzen gekommen. Sie hat ihrem Kutscher eine ganz andere Richtung gewiesen, und das Kind hat nichts dawider gesagt. Warum Germaine an das klosterhafte Leben erinnern, es gibt andre Dinge für sie.

Die Marquise de la Mothe sieht das liebliche Gesicht Germaines so gern von der Seite an. Das blaue Blut der d'Armands färbt die zarte Kehle des Mädchens wie eben getrunkenen Wein, zugleich läßt ein Ringelspiel in dem Dorf, durch das sie gerade fahren, Germaines Augen aufblitzen wie Sterne.

Die Marquise hat keine Tochter. Ein Zwilling, Schwester ihres Sohnes, schon zu zart für den schweren Namen: Madeleine de la Mothe-Hodan-court, starb in ihrem dritten Jahr. Die Marquise hat nur diesen einzigen Sohn, d'Armand nur diese eine, sehr liebliche Tochter. Wenn Gott wollte, daß dies andere Zwillingspaar hinkniete vor die Marquise: Segne uns . . ., es hätte gelohnt, alt zu werden, unerhört früh alt durch den Tod eines kleinen Kindes, wie die Schöpfung tausend an einem Tage schenkt: lebt! und tausend zu der gleichen Stunde zurücknimmt. O mein Gott, zweitausend Mütter und jede in Tränen, die sich gleichen wie Wasser dem Wasser, Feuer dem Feuer, Luft der Luft. Und doch, die einen sagen: Dank Dir! Die andern: Warum nahnst Du mein Kind?

Germaine sitzt schüchtern. Das schöne, alte Gesicht neben ihr ist sehr ernst.

„Habe ich mich in etwas vergangen, Marquise?“

„Nein, Germaine, ich darf doch so sagen?“

Germaine staunt, daß man sie fragt, ob man etwas dürfe. Sie lächelt und nickt.

Also sind sie nicht bis zu Madames Institut gekommen.

Hortense sitzt und schreibt der Gefährtin:

... , denn ich kann nicht allein sein, verstehst Du? Verneuil hat dies verstanden, Madame nicht mich, aber ihn, darum hat sie es erlaubt. Er heißt Jason. Eigentlich ist er viel zu groß für das Haus Madames, er darf auch nicht in meiner Kammer schlafen, sondern sein altes Tuch ist vor meiner Türe im Gang. Bewege ich die Blätter meines Buchs, bewegen sich die Zungen der Lichte Doktor Verneuils (er muß mir neue bringen, vergiß nicht), höre ich deutlich Jasons Kopf sich erheben gegen meiner Türe Schloß. Gutes Tier, sehr guter Hund, sage ich leise. Ich weiß, erst wenn ich das Licht gelöscht habe und er riecht meinen Schlaf, schläft auch er. Aber es war sehr drollig, als Verneuil ihn mir brachte, der weiße den schwarzen und die Schwachheit die Stärke, an einer lederbenähten Kette aus Stahl. Madame war nah einer Ohnmacht.

Nun ist sie zufrieden über den männlichen Schutz.

Mein Vater hat seine Reise ausgedehnt, doch er

ist auf der Rückfahrt. Jason ist so recht nach seinem Sinn. Ich lehre ihn: Grüße den Herrn! dann bellt er kurz, doch erfreut. Er versteht genau, wen wir erwarten.

Du darfst Dich nicht fürchten, bringe ich ihn mit nach Paris. Deinen Namen kennt er und wedelt dann rasch mit dem Schwanz.

Ich gebe eben den kleinen d'Artagnans Unterricht in den Sprachen. Madame bot es mir an. Mademoiselle ist zu oft von Migräne geplagt. Eben klopfen die Kinder und bringen auch Eugénie und Héloïse mit herauf. Ich weiß nicht, gilt es mir oder Jason, es ist auch ganz gleich

Hortense.

Germaine an Hortense:

. . . wie ich nun nicht wußte, was antworten, nahm er meine Hand, er hat dieselben Hände wie seine Mutter (Gott erhalte sie uns). Ich sah nicht auf mit den Augen, ich sah auf mit dem Herzen. O Hortense, ist es eine Sünde, glücklich gewesen zu sein ohne Dich? Er gab mir die Hand zurück auf meine Knie. Es war nicht mehr dieselbe Hand, sie hatte seinen Ring, der schwer ist und kostbar, empfangen, empfangen seinen Mund.

Ich glaube, ich verstehe, wie es sein mag, Wein zu genießen, mehr, immer mehr, bis man berauscht ist (oh, verbirg, verbrenne den Brief vor Madame!). Mit meiner Haut habe ich Wein genossen, er hat mich betäubt.

Papa fragte: Hat er Dich geküßt, meine Germaine? Ich nickte, ich sagte: die Hand. Er lächelte wie in Wehmut: Das ist nichts, Germaine.

Gibt es mehr als dies? Ich fürchte, es wird mich töten. Aber diese Furcht ist nicht schrecklich. Ist es möglich, Hortense, daß Furcht süß ist? Furcht vor dem Tode und Furcht vor dem Leben?

Ich möchte jetzt das Gebet wissen und es sagen, das Du damals sprachst: Gott, gib uns die Früchte. Oder wie war es, daß Du es gemeint?

Germaine läßt die Feder sinken. Mit den Augen der Taube blickt sie empor. Hinter ihren Stuhl ist Maurice de la Mothe getreten. Er nimmt das schöne Gesicht der Freundin aus der geistigen Nähe Hortenses hinweg. Er legt die Stirn Germaines an seinem Herzen zurecht. Vom Kinn zur Grube des klaren Halses geht die gleiche Linie der Bogensehne wie einst bei Hortense Filliol. Doch sie ist weich, Germaine entsendet keinen Pfeil auf Gott. Sie ist selbst erlegt worden, sie ist ein Wild, der Hornruf der Liebe dröhnt über ihre Ergebung.

Es ist Mittag um drei. Durch das geöffnete Fenster duftet das erste fallende Laub.

Maurice legt seine Lippen von oben herab auf die Lippen Germaines. Es ist süß, Furcht zu haben, es ist noch süßer, diese Furcht zu verlieren, nichts mehr als Kelch zu sein, Kelch der Narzisse, darin der Gesang der trunkenen Biene versinkt.

Es wird Abend, violenfarbener Abend. Maurice steht noch immer. Die Unwissenden haben die Weisheit des Kusses erkannt. Sie küssen ihre eigene schöne Verzücktheit, wie man den Kristall

eines Spiegels küßt und nicht weiß: bin ich Spiegel, bist du's, und vergessen hat: hinter allem, auch diesem, das Ewigkeit scheint, ist der Tod, ist das Ende.

Der Brief an Hortense liegt von Tränen benetzt. Maurice ist gegangen. Er sagte zuvor in das Haar Germaines (es ist blond und so tief): „Ich werde nicht mehr oft von dir gehen, Germaine, nicht mehr oft. Hernach werden die stillen Abende sein, wo ich bei dir bin und doch sage: ich komme. Du wirst schweigen und doch antworten: Ja, komm zu mir, Maurice.“

Germaine schreibt noch eine Zeile, sie heißt:

Wenn dieses Vergehdürfen Leben bedeutet, wie groß muß das Paradies sein, das ewige, das immerwährende, nach dem letzten Vergehen. O Hortense, liebe und werde geliebt!

Germaine.

Auf diesen Brief erfolgt keine Antwort.

Germaine, im schnell erweckten Mitleid der sich geliebt Wissenden, schreibt wieder:

Hortense, habe ich Dich gekränkt? Maurice bittet mit mir, beide bitten wir Dich: Verzeih uns.

Auch darauf kommt keine Zeile. David Filliol ist tot.

„Weinen Sie, Hortense.“ (David Filliols Tod hat nun auch für Madame aus Hortense ein er-

wachsenes Mädchen gemacht.) „Weinen Sie doch.“ Aber Hortense kann nicht weinen.

Madame läuft aus und ein. Dann geht sie und kommt nicht mehr wieder. Der edle Filliol, der schöne Mann! Madame denkt es nicht aus.

Hortense liegt jetzt auf ihrem Bette. Diese vier Füße des Bettes sind gnädig, sie zu tragen. Wie ist es schwer, immer auf den eigenen Füßen zu stehn.

Es ist Abend, der violenblaue Abend Germaines, derselbe, der süße. Es ist noch lange nicht Nacht. Die Sonne hängt am untersten Saum einer einzigen Wolke.

Wenn die Wolke die Sonne bedeckt, werde ich unglücklich bleiben, sagt sich Hortense. Die Sonne sinkt schnell, die Wolke noch schneller, sie bedeckt die Sonne. Schatten und Untergang werden eins. Und die Kreuzblume von Saint Y. flammt auf, man weiß nicht, an welchem Licht.

Schon lange nicht mehr nennt Hortense diese fromme Blume „Blaise d'Armand“. Einmal hieß sie „Äneas“, nun heißt sie „David Filliol“. „David Filliol“, nicht: „Mein Gott, erbarme dich meiner.“

Das Kreuz steht schwarz in der Höhe des Abends: David Filliol, David Filliol!

Die tränenlosen Augen Hortenses sagen verworren: Blut ist stärker als Glaube. O ja, ich weiß es, Gott ist ein Mann ohne Blut.

Es ist Bewegung im Zimmer. Es geht an der Stirne Hortenses die Welt vorüber, rückwärts

geht sie. Das Geschehene scheint noch nicht geworden:

Da ist das Schiff auf der Heimfahrt. Marcel Guyon und David Filliol sind darauf, Guyon ist Filliols Gefährte. Sie haben auf Deck gesessen, Eiswasser trinkend, dann vertiefte sich jeder in sein Blatt.

Sie lesen Zahlen. Andere mögen Buchstaben lesen, Zeilen, Seiten, Bände, und erfahren nicht das, was David Filliol erfährt, wenn er eine einzige Zahl bei sich empfängt.

Es ist hier eine ganz kleine Zahl, sie ist so arglos, eine der winzigen Mücken am Lande kann mit einem Stich mehr schaden als sie, die ohne Stachel ist. Und doch wählt sich einer, er, den keiner gerne nennt, diese Zahl aus als Waffe, als silbernen Spaten, den Maulwurf zu erschlagen, der noch blind ist im Garten des Schicksals. David Filliol fällt zurück.

— — —

Ein Schlag, Herr Guyon. Der Schiffsarzt und Herr Guyon stehn hilflos vor David Filliol. So stehn Männer, wenn eine Frau sagt: ich leide.

— — —

O Josephine, du hast sehr gelitten! Du hast für mich vorausgelitten, nein, Sterben ist gar nicht so schlimm. — Herr Filliol erkennt seine Frau. In dem Kleide, darin er sie so gerne gesehn. Sie sagt freundlich: David.

Ja, Josephine?

David, verstehst du mich? Ihre Stimme ist auf einmal wieder sehr ferne.

David ...

Ja?

Die eins geworden sind auf Erden und zwei durch die Scheidung des Todes, werden im Himmel wiederum eins. Die aber, die zwei geworden durch die Scheidung der Welt, bleiben zerstückt.

Ja, Josephine.

Ihr Gesicht ist ganz nahe. Es ist von kühler Wärme. (Der Seewind geht über Herrn David Filliol.)

— — —

Er wird kalt, sagt Guyon.

Es ist bald vorüber, antwortet der Arzt.

— — —

David, siehst du mich?

Ich sehe ... ich sehe ...

— — —

Er ist tot, spricht der Schiffsarzt zu Marcel Guyon.

„Sagte er noch etwas? von mir, Herr Guyon?“

„Sein letztes Wort war Ihr Name, ich höre ihn noch: Josephine.“

Hortense blickt starr geradeaus: „Es ist meine Mutter, nicht ich.“ Und streng: „Warum haben Sie ihn uns nicht mitgebracht?“ „Uns“, sagt sie schrill. (Ich hätte ihn noch einmal gesehen.)

„Es war sehr heiß, Fräulein Filliol, sehr heiß. Und das Meer so köstlich blau, Fräulein Filliol, so blau ...“

Herr Guyon läßt seine Augen suchend umher-

gehn im Salon Royal, es ist nichts so Blaues rundum, noch in den gemalten Händen der Vorgängerinnen Madames. Jene eine, entfernte trug ein Kleid von der Farbe, die der arme Herr Guyon vergeblich sucht: blau wie das Wasser, darin David Filliol versank.

„Und Fische schwebten über dem Wasser... weinen Sie doch, bestes Kind, weinen Sie.“

Aber Hortense weint nicht. Ist nicht schon Wassers genug über David Filliol?

„Wieviel Faden Tiefe hat das Meer bei Madeira, Madame Pauline?“

Madame war nie auf dem Meere. „Fragen Sie Herrn Verneuil, fragen Sie ihn, heute kommt er gewiß.“

Und er kommt.

Er kommt nicht alleine. Er bringt ein weibliches Wesen mit, einen Teil Bäurin, einen Teil Klosterfrau, einen dritten, der Dame ist.

Madame erschrickt, da sie Doktor Verneuil in dieser Begleitung herankommen sieht. Sie erschrickt tiefer noch in ihr kleines Herz hinein als damals, wie Jason an der Hand des Arztes ihre geheiligte Schwelle übersprang, bellend und spielend.

„Meine Schwester, Madame. Meine Schwester Odette, Hortense... Er ist bei Ihrer lieben Mutter, mein Kind, ihm ist wohl.“

Die klaren Hände Eugène VerneUILs sind so kühl an den Schultern Hortenses. So streifen die Hände des Forschers den edlen Marmor einer

Karyatide, einer Karyatide, beraubt ihres Gebälks, schattenlos glühend über Ruinen in der Sonne des Schmerzes.

„Er ist dort, Sie aber sind hier, mit vielen, sehr vielen, die Ihrer Liebe bedürftig sind. Glauben Sie dieses durch mich!“

„O Hortense!“

„Fräulein Filliol!“

Doktor Verneuil sieht sich unterbrochen.

„Sie sind es, d'Armand!“

„Du, Germaine! Wie schön du bist! Vergib mir, ich konnte nicht schreiben.“

Hortense Filliol sieht erbärmlich aus, wie sie dasteht, schon in schwerem Schwarz, das rötlich-braune Haar sehr straff aus der unsäglich verheißenden Stirne geflochten.

Germanes Locken fallen mit Germanes Tränen an Hortenses Wange vorbei: „Ich habe ihn doch so geliebt, weißt du es noch? Ich sagte zu Maurice: Verzeih mir, einmal liebte ich einen andern als dich: David Filliol.“

Die glückliche Germaine ist mit ihrem Vater gekommen. Maurice hatte zu ihr gesprochen: „Laß mich mitgehn, Germaine, deine Freundin sehn.“

„Es geht nicht, Maurice (oh, wie ich dich liebe!).“ Germaine ist im Lieben so weit fortgeschritten, daß sie nicht grausam sein kann zu einer andern, nicht so selig wie sie. „Es würde Hortense schmerzen, Maurice.“

„Würde es sie nicht erhellen, Germaine, zu

denken: Dasselbe Glück erwartet auch mich? Sie soll ja so schön sein, deine Freundin.“

„Schöner als ich“, sagt das Kind d'Armands, „viel schöner. Aber gehe für dich, sie einmal besuchen, nur heute laß mich allein gehen mit d'Armand.“ Sie sagt seit Tagen nicht mehr: Papa. Er ist so jung geworden an ihr, so liebevoll, ein Freund des Verlobten, ein Liebender der Tochter Germaine, die ihn nun bald wieder verläßt.

„Sie werden doch zu uns ziehen, Hortense Fil-liol? Germaine wird mich im Winter verlassen. Es ist ein stilles Haus, mein Haus. Es war immer nur kurz belebt. Alles Liebende wird mir bald entrissen, so oder so. Nehmen Sie dies als Pro-phetie. Sie werden kommen, Germaines Zimmer bewohnen und mir auch entführt werden. Sehen Sie, wie glücklich Germaine ist, sehen Sie es?“

Hortense schüttelt den Kopf. Es ist die Antwort auf die Bitte d'Armands. Dann beginnt sie plötzlich zu weinen: „Mein Vater, mein Vater!“

„Es ist gut, daß sie endlich weint“, sagt Madame.

Welch' ein frommer Herbst, der Herbst dieses Jahres! Das Laub der Platanen deckt den Rasen der künftigen Krokus zu.

Eugène Verneuil, seine Schwester Odette am Arm, zieht das lahme Bein durch das raschelnde Laub. Manchmal fällt ein Blatt seine silbernen Haare entlang, seinen Hut hat er in der Halle vergessen.

„Man hat uns beide verschmäht, Odette, das Kind geht mit den d'Armands.“

Odette, die Schleife ihrer seltsamen weißen Haube, darin sie allen Kranken ihres Bruders zu dienen eilt, wenn er nur über den Flur zwischen seinem Zimmer und dem ihren mehr denkt als flüstert: „Odette“, tiefer unter das Kinn rückend, sagt bestimmt: „Sie wird so wenig mit den d'Armands gehn wie mit uns. Ihr Herz wehrt sich des Schutzes, es ist ein trotziges Herz.“

„Alle großen Herzen hat einmal der Trotz besessen, Odette. Ich weiß ein kleines Mädchen, braun wie die Hasel, das seinem Bruder in die Augen gespien hat vor Trotz und Zorn.“

Odette errötet. Das alte Mädchen kann noch erröten. Manche Dame würde Odette beneiden um dies Erröten vor echter Scham. Sie antwortet: „Vielleicht wäre sie mit dir gegangen, hättest du nicht mich vor ihre Augen gebracht.“

„Ich habe dich mitgebracht, daß sie mit uns lieber gehe. Eisen, von der Kraft Gottes gespeist, zieht den Eisensplitter zu sich heran.“

„Sie fühlt sich verstoßen, darum stößt sie ab, was sich ihr naht.“

„Und wäre es Gott?“

„Auch ihn . . .“

Verneuil bleibt stehn. Er senkt die Augen in die der Schwester. Schweiß perlt auf seiner Stirne.

„Wo ist dein Hut, Eugène?“ Odette eilt, ihn zu holen.

Den Weg, den sie davonläuft, kommt mit Ge-

bell der schwarze Jason gesprungen. Er begrüßt Herrn Verneuil.

„Guter Hund, braves Tier. Sie ist traurig, du aber bist prächtig im Stand.“

Odette kommt mit dem Hut und der alten bekannten Nachricht: „Tee im Salon Royal.“

Also sitzen sie noch einmal alle zusammen. Die Lücke David Filliols füllt Fräulein Odette, über die Madame sich beruhigt hat, so sehr, daß sie ihr erzählen kann von den übrigen Kindern des Hauses: „Denn Sie werden verstehen, es ist schwer, diese Kinder richtig zu leiten, es ist würdig der Feder eines neuen Rousseau, eines gesegneten, jener war nicht gesegnet“. Madame senkt die Stimme und läßt ihren Hauch flattern, als sei damit die Flamme jener Hölle gezeichnet, darein sie den Vater des „Emile“ verdammt.

D'Armand sitzt neben Verneuil, Germaine bei Hortense. Hortense wird bei Madame bleiben, bis der Winter der Natur und des Schmerzes vergangen sein wird.

„Dann ist meine Hochzeit vorüber, Hortense. Oder, weißt du, ich schiebe sie auf. Maurice wird es recht sein, Maurice versteht alles, Hortense.“

Hortense schaut auf aus dem Spiegel des Tees in der Tasse auf ihrer Hand, er ist rötlicher als der der anderen, vom Widerschein ihres Haares: „Wo hast du Maurice gelassen, Germaine?“

„In Paris.“

„Ich hätte ihn gerne gesehn.“

„Gerne gesehn? O wie schade. So versteht er

dich besser als ich, die ich dich liebe. Er wollte kommen, ich aber sagte: es tut ihr weh.“

Und Hortense zu Germaine: „Liebende anzuschauen, erhellt dazu, selber zu lieben“, und zu sich selbst: Aber was sollte ich lieben? Madame? Die fremden Kinder noch lebender Eltern? Verneuil im Schatten der seltsamen Schwester? D'Armand im Lichte Germaines? Germaine in der Sonne Maurice?

Vor der Türe raschelt Jason, der Hund. Ah, ah, es ist Jason. „Erlauben Sie Jason, Madame?“

Und der große, schwarze Jason tritt ein.

Und nun der Abschied. Die andern sind schon zu den zwei Wagen gegangen. Hortense beugt sich gegen Germaine: „Mein Liebling, begreife, David Filliol (sie sagt wirklich: „David Filliol“, als sage ein Grabstein aus) würde nicht wollen, daß du deine Hochzeit verschiebst. Er hätte seinen Tod sonst verschoben, verstehst du?“

Daß Hortense so scherzen kann?

„Und ich werde im Geist hinter euch stehn, erschrick nicht, im Geist, nicht als Geist.“

Lächelnd treten sie zu den Wagen.

„Also dann am 21. des November“, sagt Germaine aus dem Rahmen des herabgelassenen Fensters heraus.

Verneuil im zweiten Wagen nickt still hervor. Madame versteht es als: ich bin immer dann da, wenn Ihr mich braucht.

Hortense sieht in die Luft gegen den beginnenden Winter. Er kommt von der Richtung Paris,

ein Rabe kreuzt seinen Weg. Jason neben Hortense bellt ihm nach in den Himmel.

„Ein stolzes Herz, Eugène.“

„Ein schönes, ein großes, ein durch sich selber gefährdetes Herz.“

Und d'Armand, die liebliche Tochter an seine Schulter haltend, im Schutz des Coupés (es schaukelt so sanft, so schaukelte Germaines winzige Wiege): „Ist sie sehr unglücklich, deine Freundin?“

„O sehr, ich aber würde verzweifelter sein ohne dich, d'Armand.“

„Und du hast doch Maurice.“

„Dich auch, Papa, schilt mich nicht untreu.“

„Und Hortense ...“

„Hortense? Ich werde ihr schreiben. Gleich, wenn wir heimkommen, werde ich schreiben. O d'Armand, lache doch nicht! Ich werde ihr aufzählen, was alles ich habe, und bitten: teile mit mir.“

„Auch Maurice?“

„Das ist Liebe, nicht Freundschaft.“

„Mein Kind, lerne hier: vor Liebe wird Freundschaft zunichte. Die grausamsten Gesetze sind die der Wahrheit, meine Germaine.“

Nun ist der dunkle Winter da.

Draußen bei Madame liegt das Laub unterm Schnee. Die kleinen Mädchen im Hause erzählen sich von Saint Nicolas, der ihre hangenden

Strümpfe füllen wird. Es sind drei kleine Mädchen, vier größere, zwei große, dann Hortense. Madame nimmt nie über zehn Töchter auf. Sie spricht: Bei dem zehnten Kind wird das Herz einer Mutter zu klein. Sie kennt nicht das Herz einer Mutter, sie hat nie geboren.

Hortense malt für Germaine. Sie malt den Blick aus dem einst gemeinsamen Fenster. Sie malt, wie Japaner ihn malen würden, mit Tusche auf seidenhaftes Papier. Seit David Filliols Tod malt sie gerne. Die Last ihrer Gedanken, Fragen, Zweifel und die wenigen Hoffnungen dabei suchen eine andere Form als die der Worte, denn Hortense ist schweigsam geworden. Aus diesem Schweigen wird wohl ihre Leiblichkeit genährt. Hortenses Schönheit ist wieder gekommen, wenn auch gewandelt. Sie gleicht jetzt jener der Jungfrauen und Göttinnen Sandros, die ebenso sehr heidnisch wie vom Odem des Kindes umhaucht sind, das die himmlische Jungfrau auf ihren Armen hält.

Hortense trifft keine Schuld, daß die Aussicht aus dem einst kinderfreundlichen Zimmer eine traurige ist. Schwarz auf weiß, als habe Gott selbst den japanischen Pinsel geführt, einen traurigen Gedanken hinzuschreiben, einen traurigen Gedanken, vielleicht den an den Abschied des göttlichen Sohns. Es ist sehr nahe dem Advent. Hortense hat dies wohl vergessen. Wie das Bild fertig ist, zerreißt sie es wieder.

„Madame, sehen Sie nicht, daß ich nichts habe? Die da Trauer tragen, sind arm.“

„O mein Kind...“

„Ich werde bei ihr sein, genügt dies nicht?“
Und stockend: „Vielleicht werde ich beten.“

Madame fährt nach Paris. Hortense steht mit hangenden Armen am Fenster. Nein, nein, sie kann nicht mehr lange hier bleiben. Der Winter der Natur hat kaum begonnen, der Winter ihrer Schmerzen hat seine Höhe erreicht.

Es ist die Nacht vor Germaines Hochzeit.

Germaine, die kleine Lampe am Lager, liegt, den zärtlichen Kopf auf Hand und Arm gestützt, in der befremdlichen Leere des kleinen Mädchen-gemachs. Alles ist schon fortgebracht worden. Morgen wird sie es wiedersehn. Morgen...

Die Marquise hat das wundersame Wort gesprochen, das Maurice und Germaine befolgen werden: Es ist ungeheuerlich, die ersten Wurzeln in einen anderen Boden zu entsenden als den, daraus einmal die Frucht reift.

Sie werden also nicht reisen. Beide ahnen sie den Sinn dieses mütterlichen Gesetzes, wiewohl es ihnen noch dunkel erscheint, so dunkel wie die Erde selbst, der sie sich morgen vertrauen.

Dafür reist Blaise d'Armand aus seinem wiederum einsam gewordenen Haus nach dem Süden.

Die Marquise wird auf ihr Sommergut gehn, trotz dem Winter ... Es ist dort ein kleines Grab, das sie nun, nach dreißig Jahren, immer noch liebt, dessen Stein sie immer noch wäscht mit ihren eigenen Händen, als wasche sie das kleine

Gesicht: Lächle, Madeleine, deine Mutter lächelt mit dir.

Germaine kann noch immer nicht schlafen. Hortense liegt gleichfalls wach. Beide wachen sie so vor der Tür ihres eigenen Lebens, Germaine weiß es, Hortense ahnt es noch nicht.

Und Verneuil, Doktor Verneuil, zu derselbigen Stunde (er ist ein schlafloser Mann geworden) blättert in einem abgegriffenen Buch. Er liest, er betet.

Es muß nicht immer ein selbsterrungenes Gebet sein, in fremden Fußstapfen wandernd kommt man auch zum Ziel und man spricht zu ihm: Gott, Du weißt es, daß wir uns inmitten großer Gefahren mit unserer menschlichen Gebrechlichkeit nicht aufrecht erhalten können. Gib uns Stärke an Leib und Seele, damit wir mit Deinem Beistande überwinden, was wir für...

Doktor Verneuil stockt, er betet für zwei unschuldige Kinder, er denkt an sich selbst und sagt demütig: unsere Sünden, und ahnungsvoll: leiden.

Er macht zwei Kreuze nach zwei Himmelsrichtungen hin, dann über die eigene Brust, endlich gegen seiner Schwester Tür. Durch diese, sie ist angelehnt, kommt ihm derselbe Gruß entgegen.

In diesem Moment gleitet Germaine unter der Decke hervor bis zum Schrank. Es ist nicht viel darin zu suchen, sie findet sogleich, was sie will. Es ist das Stammbuch, sie wird es nicht mit-

nehmen, o nein, man hat ihr gesagt, es bringe dies Unglück. Sie nimmt es nur jetzt mit in ihr Bett, in die duftende Wärme, die sie darin zurückließ, als sie zum Schrank lief. Und sie blättert. Sie, die einmal das elfjährige Kind war, dem der Vater das Buch geschenkt, liest da und jetzt hier:

Daß sie werde, was sie ist vom Augenblick an,
da sie von Gott ging, um einst zu Gott zu gehn,
wünscht seinem einzigen Kinde Germaine Louise
Julie Cécile Anne d'Armand

am 15. Tage des Mai...

ihr getreuer Vater
Blaise d'Armand.

Nur noch heute „Germaine d'Armand“, nur noch heute. Lebe wohl, lieber Vater, herzliebster Vater, lebe wohl!

Tugend sei der Weg, der einzige Deiner Füße.
Strauchle nie, und geschieht's, fange ein Engel Dich
auf

mit der Bitte, zu gedenken Deiner
Pauline de Cabrières.

Ah, ah, Madame! Ich werde sie morgen sehn. Germaine lächelt, ja sie lacht leise in ihrem Bett, hinter „auf“ steht kein Punkt.

Immer hat Hortense gelacht, wenn sie zusammen dies Album besahen. Germaine merkt erst jetzt, warum. Klug und verschwiegen war Hortense schon damals. O Hortense!

Verse der Kinder, die Kind mit ihr waren, oft kühn in alle vier Ecken der Seiten verteilt, der Name stolz in der Mitte:

Renée Bassompierre.
du Chatelet.

de Thou.

Die kleine de Thou ist gestorben. Zum Glück nicht im Hause Madames. Quel scandal, wäre es anders gewesen.

Lamboy.

du Plessis.

Eugénie du Plessis hat die Brautschaft Christi erwählt. (O Hortense, du tust mir doch dieses nie an?)

Hier eine Schrift von unbestechlicher Klarheit, nur zitternd wie ein See vom Spiegelbild eines Sterns:

Ein Wort nur, es sei klein oder groß geschrieben in den verschiedenen Sprachen der Menschheit, immer aber das größte aller Worte, enthalten in Ihm, dem WORTE: Liebe.

Eugène Verneuil.

Mit elf Jahren ist man keine Philosophin und von Theologie versteht man noch nichts. Germaine ist heute so wenig Philosophin wie damals, doch sie ist bereit zu lieben.

Und hier:

Das Leben ist Arbeit,
Der Lohn: Leben.

David Filliol.

Hier nun liegt eine kleine Locke, Germaines eigenes Haar. Sie hätte es dem dunklen, napoleon-gleichen Mann nie zu reichen gewagt, also schenkte sie es seiner Schrift. Seine Arbeit ist getan, David Filliol hat den Lohn erhalten: Leben.

Hortense, im Finstern ihrer Kammer, seufzt auf: „Was tun, um zu leben, was tun?“

Germaine nimmt ein silbernes Büchsen aus ihrem mit Cretonne bezogenen Bettschrank. Sie entzündet ein Hölzchen mit buntem Kopf, sie verbrennt ihre Locke daran, schnell und behutsam, daß die Flamme nicht ihre runden Nägel versengt. In dem jungfräulichen Zimmer riecht es nach dem Totenopfer Achills.

Germaine legt sich eine Weile zurück. Es tut gut, so zu liegen, die Hände unter dem Haupt, die junge Gestalt noch unbeschwert, die Daunendecke ist ja so leicht. Dann ergreift sie das kleine Messer (in dem Bettschrank ist alles enthalten, dessen ein weibliches Wesen je für sich selber bedarf) und zerschneidet das Band, das zwei durchstochene Seiten verschließt. Das Siegel zu zerbrechen, erlaubt ihr Herz nicht.

Ein Rosenblatt. Es ist sehr verwelkt. Blühte die Rose nicht gestern? Nein, es ist sehr lange her. Was schrieb doch Hortense?

Freundschaft ist stärker als Blut.

Germaine nimmt einen Stift. Sie kann nicht glauben, was ihr Vater sagte. Sie kann das Wort nicht durchstreichen. Sie ändert nur ein wenig und schreibt Verneuls Wort zuvor.

Liebe und Freundschaft sind stärker als Blut.

Für Germaine von Hortense.

heißt es nun. Es ist das Testament vor dem Tag ihrer Hochzeit. Am nächsten Abend stirbt sie sich selbst, furchtlos, ja strahlend, in den Armen von Maurice de la Mothe.

Es ist die Kirche La Madeleine. Es ist sehr früh am Tage. Noch ist alles im Morgengrauen, Kerzen machen es so rötlich, als stände die Wiege der Sonne hier in der kalten Halle, hinter den steinernen Säulen. Germaine hat es sich so gewünscht, diese Frühe des Tages. Ganz so, wie sie es einst mit Hortense besprochen hat, daß es sein müsse, wenn... Es soll noch nicht Tag sein, es soll der Tag damit beginnen, der Tag mit der Hochzeit.

Was sie damals gesprochen haben, ist sehr schnell wirklich geworden für Germaine, vielleicht zu schnell, wer weiß es. Sie ist noch ein Kind, denkt d'Armand, der sie die Steintreppe hinauf in die Halle hereinführt, die kleine Hand durch den weißen Handschuh ist heiß. (Juliens Hand war kalt, da d'Armand sie empfing, noch kälter, da er sie lassen mußte. O mein Liebling...)

„Germaine, eine Stufe!“

Aber Germaine geht ohne zu straucheln, und strauchelte sie, wären viele Arme da, sie zu empfangen.

Nun nimmt Maurice de la Mothe seine Braut an die Hand. „Du bist doch nüchtern geblieben, Germaine?“ Germaine ist noch nüchtern.

Denn diese Vereinigung soll geschehen in der Vereinigung mit Gott, zwei sollen eins werden in der ewigen Drei.

„Knie hierher, Germaine.“

Die Marquise de la Mothe sagt, abwesend lächelnd in der Kirche La Madeleine: „Madeleine“.

Madame ihr gegenüber sieht das schwebende Lächeln der Marquise. Die ist die Jüngere von ihnen beiden, bei Gott, und doch schon so alt! Und Madame lächelt zurück: Wie wohlerzogen Germaine d'Armand kniet, eine Taube in Schleiern.

Und nun nicht mehr „Germaine d'Armand“.

Verneuil schmerzt im Knien das lahme Bein. Odette hat er bei einem Kranken gelassen, der noch vor der Trauung seine Glocke gezogen. „Nichts Schlimmes, Odette, nur dein Zuspruch, es ist ein armer Knoten in diesem Hirn.“

Kinder singen. Es ist eine dunkle Mädchenstimme dabei. O Hortense, Hortense Filliol! Aber sie ist es nicht, die da singt, es wäre zu schön gewesen.

Alle beten jetzt mit und für Germaine und Maurice de la Mothe.

Diese dunkle Stimme, Einsamkeit in sich bergend, wie eine Flamme!

Einer betet für Hortense Filliol, einer allein.

Aber es gibt Dinge und Zeiten, daraus ein Geschehnis wird, und wo eines greisen Mannes Gebet nicht genügt, wie sehr es auch fleht und bittet: Gnade, Gnade für Hortense Filliol!

Und nun kommen sie herab vom Schemel vor dem Altar, wie aus dem brennenden Dornbusch des Moses, unversehrt von den Flammen. Sie gehen vorüber an Madame, an der Marquise, an Verneuil.

„Sahst du, wie er für uns gebetet hat, Maurice, sahst du's?“

„Ach Germaine, ich sah nur Gott, und darin sah ich dich.“

Es ist nun ein langer Zug hinter ihnen. Morgenröte ist auf der Schwelle der Kirche, da ihre Torflügel sich öffnen. Schon rollen die Wagen auf den Straßen und Plätzen des alten Paris, es rauscht auf wie ein Wald entgegen dem vereinigten Paare, und der Schatten des edlen Hirsches Maurice beschützt das Reh Germaine de la Mothe.

O Germaine, Germaine... in dieser Kirche fließt das Wasser der Taufe auf die Stirne von Yves de la Mothe-Hodancourt.

Und Verneuil, heimgekommen, spricht: „Nun, Odette?“

„Er schläft. Sehr viele Tränen. Oh, es ist traurig, Männer so weinen zu sehn!“

„Sind Tränen Vorrecht der Frauen?“

„Eugène, wir wollen ihn doch behalten, bis wir wissen, wohin er gehört.“

„In unser Herz, Odette, es ist Raum genug hier im Hause. Geruht Er im Tabernakel Wohnung zu nehmen, warum sollte Er verschmähen hier bei uns zu sein und zu weinen?“

„Ist sie glücklich, Eugène?“

„Sehr glücklich. Ich aber fahre heute nachmittag hinaus zu Hortense.“

„Fräulein Hortense, Fräulein Filliol!“

Hortense entriegelt die Tür. Es ist noch sehr frühe. Die Hochzeit ist gewiß eben gesegnet worden. „Was ist, Anne, was ist?“

„Ein Herr um Madame!“

„Sie wissen doch, Madame ist in Paris.“

„Es sei wegen der kleinen Filliol, Hortense Filliol.“

„Sagen Sie dem Herrn, daß ich komme. Es ist nicht Herr Verneuil?“

„O nein, Fräulein, ich habe ihn niemals gesehen!“

Es ist nur Herr Jules Favart.

„Ich bin nur Jules Favart“, stellt sich der kleine Buchhalter überall vor, wo es not tut. Es kommt selten vor, er sitzt den ganzen Tag in einem Käfig von Gelaß, pickt nichts als Zahlen und zieht die Summen des Lebens daraus.

„Es ist wegen der kleinen Filliol, Mademoiselle“, er trippelt ein wenig seitlich, um mit den blassen Augen durch die randlose Brille hinter die große, schwarze Gestalt zu sehn, ob das Kind mit der Erzieherin kommt. „Die kleine Filliol, Mademoiselle, Filliol, Hortense Stéphanie Létitia.“

„Also dann meinetwegen, Herr Favart. Sie haben die Jahre vergessen. Ich bin kein Kind mehr.“

O nein, diese da ist kein Kind!

„Setzen wir uns, Herr Favart.“ Es macht Hortense jetzt ordentlich Freude, erwachsene Dame zu sein. „Hierher, nicht dort, Herr Favart.“

Sie haben den Teetisch im Salon Royal zwischen sich. Herr Favart hat eine Mappe geöffnet.

Nun ist der Tisch mit Papieren bedeckt, die Papiere mit Zahlen. Vor den Fenstern des Salon Royal (Hortense sitzt in das graue Licht, das hereinschaut) schneit es sanft in den Park.

Es sind die Geschäfte David Filliols, eines Toten. Was weiß Hortense von Geschäften? „Ja, gewiß, ich verstehe Sie, Herr Favart: die Börse, und die Papiere gesunken“ (liegen sie denn nicht auf dem Tisch, gehäuft, nicht gesunken, nur hin und wieder vom raschen, doch asthmatischen Sprechen Herrn Favarts bewegt und von kleinen Speicheltropfen des Buchhalters beregnet?).

„Gesunken, Fräulein Hortense ... ich weiß nicht, wie weit Ihr Herr Vater dieses begriff, schon wußte, als er ... es ist mir sehr leid, sehr, verzeihen Sie, Fräulein Filliol ... mein Sohn ist tot, meine Frau, nun auch der Chef. Sie werden nicht erstaunt sein, wenn ich eines Tages gefolgt bin. Nur Jules Favart, aber ein Mensch, Fräulein Filliol ... es ist mir dies alles sehr leid.“

Wieder kommt eine lange, lange Wand von Begriffen und Zahlen an Hortense vorübergewandelt. Nicht Hortense geht, die Wand geht, wie Mauern großer Gefängnisse an einem, der im Zuge sitzt, vorüberziehn.

„Ja, Herr Favart, und er hat spekuliert. Ich verstehe, es ist nichts Böses.“

„O nein. Alle tun dies, ein mutiger Mann, der Herr Filliol.“

Die Wand gleitet. Wie lang solche Wände sind!

„Gewiß, Herr Favart“ (seine Frau ist gestorben, sein Sohn, sein Chef, wie alt mag dies

Faktotum wohl sein? Sieht er eigentlich krank aus? Verneuil ist viel bleicher. Dies ist der fünfte Mann, den ich nun sehe. Wie unähnlich die Männer sich werden, durch ihren Stand, nicht durch ihre Gesinnung!).

Herr Favart gibt sich undenkbbare Mühe.

„Ja, Herr Favart ...“ die Wand gleitet ...
(Reisen muß schön sein!)

Und nun ist eine Tür in der Wand. Ja, mehr — ein Loch. Eine Bresche, aufgerissen nicht von dem kleinen Buchhalter des Vaters, aufgerissen von ihm, David Filliol, dem Toten, ehe er tot war, und diese Bresche verlangt, Hortense solle durch sie hindurch gehn, hinaus aus dem Heim und dem Park Madames, hinaus („ja, gewiß, Herr Favart“) und hinab in die Armut ... ist dies eine Gegend? ein Park, darein es jetzt schneit? Man müßte ein Tuch umnehmen, wie die armen Weiber es tragen, ginge man jetzt hinaus.

Herr Favart reibt die feuchtgewordenen Hände aneinander: „Oh, es hat Sie erschüttert, es war nicht meine Absicht.“

„Es ist gut, Herr Favart.“

„Wir werden retten, was noch zu retten ist, Fräulein Filliol.“

Wir? Ah, ah, er vertritt Vaters Schuldner. Daß man diese Geschäftssprache in wenigen Minuten erlernt, oder waren es Tage, oder waren es Sekunden, oder was war?

„Und überlegen, Fräulein Filliol.“

„Oh, es ist nichts zu überlegen, mein Herr! Ich war bereit, von hier fortzugehen.“

(Sie hat es also schon gewußt und läßt mich erst alles erklären. Aber sehr bleich ist sie geworden, sehr bleich.) „Und Ihr Herr Vormund?“

„Mein Vormund?“

„Herr Marcel Guyon in Marseille!“

(Und das Wasser so blau, so blau wie ... und Fische über dem Wasser ...) „Ich vergaß seine Adresse, Herr Favart.“

Es kommt eine kleine, weiße Karte zu ihr über den Tisch: Filliol & Guyon. Das erste ist durchgestrichen. „Es ist noch eine der alten Karten, Fräulein Hortense.“ Und durchstrichen ist auch die Straße in Paris und Paris selber, Marseille aber steht.

„Ich werde zu meinem Vormund reisen (Reisen muß schön sein!), Herr Favart. Ich war sowieso im Begriff, da kam Anne: ein Herr...“

„Oh, ich habe Sie aufgehalten!“

„Nein, Herr Favart.“ Das erste und dann das letzte Nein, das Hortense dem kleinen Buchhalter gibt: „Nein, gewiß nicht, es hat mich gefreut.“

Nun ist sie doch zu müde, länger Dame zu sein. Die Stimme Favarts ist zum Einschlafen, die Zahlen auch. Diese Wand! Doch da ist ja die Bresche (man geht hindurch, einfach hindurch, und dann ist da die Armut).

„Dort, nicht hier ist der Ausgang, Herr Favart, hier kommen Sie nur in den Park.“

Die Tür fällt hinter dem Buchhalter leise ins Schloß. Hortense steht an der Altantür. Oh, wie es schneit.

„Oh, wie es schneit“, sagt die kleine Verkäuferin zu Doktor Verneuil, da sie ihm die Türe öffnet, weil er selbst behutsam das Papier mit den Rosen trägt, auf beiden Armen, wie einen Täufling. Germaine hat weiße Rosen gehabt, der Einsamkeit bringt die Sorge rote Rosen hervor.

„Zum Institut Madame de Cabrières!“

Aber Hortense hat das Heim ihrer Kindheit verlassen.

„Fräulein Filliol ist nicht hier.“

„Nach Paris?“

„Ich weiß nicht. Sie sagte, es sei ausgemacht worden.“

„Ein Brief?“

„Nein, kein Brief.“

„Und ihre Kleidung?“

„Zum Ausgang.“

„Zu einer Reise?“

„Ich glaube, einer Reise.“

Die kleine Magd wird verwirrt an diesem geduldigen Verhör.

„Legen Sie diese Blumen auf das Bett Fräulein Filliols.“

„Und wenn sie nicht kommt?“

„Es ist so ausgemacht worden.“

„Nach Paris, Frédéric. Ich habe hier nichts mehr zu tun.“

Und der Greis steigt in den Wagen.

Hortense an Germaine:

... es wäre mir doch sehr peinlich gewesen, Madame zu sagen: ich bin arm. Mein Vormund ist überaus freundlich. Er hätte bestimmt gewünscht, daß ich komme. Es war wohl eine Ahnung in mir vor dieser Flucht. Denn daß es dies war, sehe ich heute ein. Ich habe Madame um Verzeihung gebeten und diese erhalten. Doktor Verneuil schrieb mir auch, trotz seiner Erkrankung. Nun brauche ich seine weißen Lichte nicht mehr. Wer wohl unser Zimmer bewohnt? Bist du glücklich? Ich glaube, ich bin es, sonst werde ich es wohl bald.

Deine Hortense.

Germaine an Hortense:

... und manchmal fürchte ich, daß ich zu glücklich sei. Es ist etwas in uns, das an einen strengen Gott glauben will, der, das Lächeln gewährend auf den Lippen seiner Kinder, sagen wird: es ist genug, denn seht an, ich habe meinen Sohn an das Kreuz genagelt durch eure Hände, auf daß ihr nicht mehr weint, nicht aber, daß ihr nur lächelt. Doktor Verneuil sagte, es sei nicht so. Er selbst ist mir der einzige Bürge, „es sei nicht so“, sanfter Widerspruch meiner Unsicherheit. Oder möchte es sein, daß die Schale des Glücks nur übergroß wird, um zu bersten? Daß ein Kern fällt, daß ein neues Glück sei, sich gehörend und uns? Ich ruhe im Arm meines Gatten und bin doch unterwegs im Fragen. Du wirst klarer fühlen, als ich es auszusprechen vermag in

diesem verworrenen Brief. Die Marquise ist noch auf Petit-Amour, ich liebe sie sehr, aber schreiben, was ich fürchte, kann ich nur Dir, die Du die Furchtlosigkeit selber bist. Diese Deine Flucht, ich hätte es nicht vollbracht.

Germaine de la Mothe.

Wenn Germaine an Hortense schreibt, ist es so, als schreibe ein Mädchen dem Bruder, nicht der Genossin desselben Geschlechts. Die Trennung hat Hortenses Züge für Germaines Erinnern gewandelt. Knabenhaft sieht das schöne Haupt unter dem rostigen Helm des Haares aus der Ferne herüber, jünglinggleich die hohe Gestalt, fast ohne Merkmale, die sonst Jungfrauen unnahbar erscheinen lassen und zugleich der Männer Herz aufrührerisch machen, wie das Spiel eines goldenen Spiegelfleckens, den ein Kind mit kleinem Scherben zu den Eukalyptushecken schickt, und der die Falter, die darauf schweben, die Admirale und Schwalbenschwänze, zu süßer Tollheit verwirrt.

So, zwischen dem Überschwang ihres Herzens und der kühlen Fremdheit der entrückten Gespielin, sitzt Germaine vor dem kleinen Tisch ihres eigensten Gemachs und schreibt das Tagebuch ihrer noch kurzen Ehe in Briefen an Hortense Filliol, unwissend des Verrates, den sie an Maurice de la Mothe, ihrem Gatten, begeht.

Die Natur selbst verhindert sie lächelnd, alles zu verraten, was sie erfährt. Die letzten Dinge

der Liebe sind nicht zu sagen, noch zu schreiben,
sie sind nur zu tun.

Jeder Tag hat seine Nacht. Jede Nacht hat
eine andere Melodie:

„Maurice!“

„Ja, meine Freundin?“

„Daß doch alle so glücklich wären wie ich!“

„Bin nicht auch ich glücklich?“

„Daß ich sterben könnte für dich!“

„Lebe, Germaine, meine liebe, liebe Germaine,
weißt du keinen neuen Namen für mich?“

Germaine weiß einen neuen. Er ist schön, weil
er wahr ist.

„Noch einen schöneren!“

Germaine hat einen kühnen Namen gefunden.
„Oh, Maurice, nun einen für mich!“

„Meine Freundin, mein Reh, meine Geliebte,
mein Weib, mein Lager.“ Maurice verstummt.
Männer werden schweigsam vor Liebe, Frauen zu
lauter Gesang.

Das Ohr empfängt diese Weisen, das Herz des
Maurice antwortet: „Meine Lerche Germaine.“

Liebe verkehrt die Begriffe. Vogel wird Nest.

„Nimm mich zu dir, Germaine!“

Auch Inbrunst verliert ihre Sprache.

Sprachlos wird Germaine Antwort auf das
Flehn des Maurice.

Und eine andere Nacht:

„Du bist müde, Maurice?“

„Sehr müde, mein Kind.“

„Wir wollen schlafen.“

„Schlafen wir ...“

„Aber was ist? Du denkst?“

„Wie kannst du es sehn, es ist dunkel?“

„Aber hören ...“

„Wie hören?“

„Wald rauscht, Meer braust, Sterne stoßen zusammen.“

„Gewiß, aber schlafen wir nun.“

Die Häupter zueinandergeneigt, liegen sie still, die Hände verschlungen. Aus der demütigen Rast erhebt sich die Kraft, Blütenstengel der Aloe, alle hundert Jahre einmal erschaut. Höher, höher, Sterne stoßen zusammen, ihre Gestaltung zerfließt, ihre Lichter werden ein Licht.

„Habe Dank, meine Germaine.“

Es ist März. Schon wagen sie nächstens die Flügel ihrer Fenster aufzutun nach dem Garten, Veilchenduft kommt herein. „Wie süß ...“

„Du bist süßer. Laß erst Dezember sein.“

„Glaubst du?“

Am andern Morgen weint Germaine bitterlich wie ein Kind.

„Weine nicht, laß es Januar werden, Germaine! Weine nicht, meine Freundin!“

So weit sind Maurice und Germaine in ihrer Liebe gereift, daß ihnen ihr Zweisein um eins zu werden, nicht mehr genügt. Sie wollen eins werden wegen des Dritten, die ewige Einheit des Schöpfers selbst ist ja Drei. Eng umschlungen treiben sie unbeweglich hin vor Gott, vor seine

Füße: Herr, laß werden durch uns! Mache die Schöpfung neu, wie am Mittag des sechsten Tages. Es war Erde, und dann ward aus Erde der Mensch. Wir auch sind Erde ... gedenke unser ... gedenke!

Gott sieht an, aber sein Ohr hört sie nicht.

„O Maurice ...“

„Germaine, habe Geduld. Meine kleine Germaine, meine Liebe, mein Kindchen!“

„Nicht dein Kind, Maurice! Nicht dein Kind! Oh, nur das nicht!“

„Weine nicht so, Germaine! Wurden wir denn nicht erst gestern getraut?“

Es ist hoch im August.

Hortense hat viel gelernt diesen Sommer. Sie würde nicht mehr reden: Ja, Herr Favart, gewiß, Herr Favart, sie würde die Papiere selbst prüfen (obgleich es nichts ändern würde) und den Sinn der Zahlen verstehn. Von ihren Fingern hat jeder eine andere Bedeutung, jeder ist Herr seiner ihm gehörenden Buchstaben auf der kleinen Maschine, die Herr Marcel Guyon seinem Mündel geschenkt hat.

„Sie ist unendlich geschickt, Suzanne, sie ist eine Hilfe für das Geschäft.“

„Ein armes Mädchen.“

„Gewiß, doch gerade darum. Armut bringt Ehrgeiz hervor. Sie macht ihren Weg, Suzanne,

doch habe keine Angst, vorerst geht er noch hier bei uns.“

Frau Suzanne Guyon ist von „jenseits“, von gegenüber Marseille. Es ist dies an ihrem Haar und ihrer Fülle zu merken. Hortense ist einmal mit Marcel Guyon „drüben“ gewesen, etwas weiter sogar, als wo die Wiege Suzanne Guyons steht, oder war es eine Palmenmatte zwischen zwei Bäumen? Aber noch sehr weit hinter dem unbedeutenden Ort, bedeutend nur durch die Tatsache, daß eben Suzannes Wiege dort stand, ist sie, das helle Gesicht unter ihrem rostigen Helm aufmerksam und kritisch zugleich, auf unzählige Tante Suzannes gestoßen, kreischende, augenrollende und schneeweiße Zähne bleckende Suzanne Guyons. Diese weißen und bunten Gewänder, selbst am Abend und auf offenem Markt einem Morgenrock gleich, immer aber in Leibesmitte vorgewölbt, als stiege ein unterirdischer Krater geruhsam durch alle Schichten der Vorzeit, trägt auch Suzanne Guyon. Nur hat ihr Antlitz nicht die Farbe der Kakaobohnen, es ist nur mehr braun, und Tante Guyon widerruft auch dies weit über die Grenze des Möglichen hinaus mit den teuersten Mitteln. Sie ist weißer als Hortense, die nun zu schönster Bronze getönt ist von der Sonne Marseilles, obschon sie sich nur in wenigen Freistunden darin ergehen darf, und röter als die Blumen auf ihrem meerwärts gerichteten Balkon.

„Ist es nicht ein wenig zu viel Schönheit, Suzanne?“ spricht Herr Guyon nach Tisch, wo ihm

Hortense gegenübergesessen, in ihrem weißen Kleid die Tochter David Filliols (wir sind nicht würdig, dieses Mädchen ist schön).

„Es ist nicht zuviel, Guyon, ich weiß nicht, was du willst, man trägt es“, und Suzanne Guyon vermehrt das Weiß und Rot aus einer Dose in ihrem „Portefeuille“, wie sie ihren Beutel zu nennen beliebt, wahllos, ohne den Spiegel zu Rate zu ziehen.

Manchmal bedrückt es Herrn Guyon, daß er keine Kinder hat (meinetwegen sogar von Suzanne). Wenn es ein Sohn wäre, ihm Hortense festzuhalten, ihm zuzuführen, nicht mehr Mündel des Vaters (wie nur kam David Filliol auf diesen Satz in seinem Testament und hat ihn nie widerrufen, nie in vierzehn Jahren und auch nicht im Tode: Josephine, ich sehe ...), sondern: „meine Verlobte, mon père“. Denn so wird er Hortense nicht lange mehr sehn, nicht mehr lange behalten, bei Tische sich gegenüber. Er spürt es, spürt es wie einen Schmerz, er, Guyon, mit der Haut eines ausgewachsenen Elefanten.

Hortense an Germaine:

... denn obgleich Onkel Marcel von rührender Duldsamkeit ist, frage ich mich manchmal, wie David es gemeint hat, als er ihn über mich setzte an seiner Statt. Er mag nicht gewußt haben, wie Madame uns erzog, wiewohl er sie so königlich dafür bezahlte. Die gute Madame! Madame Pauline! Daß sie starb, ohne zu wissen: ich sterbe, meinend, der Tod sei ein Schlaf wie gewöhnlich,

von neun bis sechs Uhr. Ich bitte Dich, für das Eingelegte ihr zu bringen: Pensées und Heliotrop. Eigentlich ist es lächerlich, wie jeder die Blumen liebt, denen er gleicht. Pensées und Heliotrop — — meine gelbe Narzisse, ist nun der kleine Yves de la Mothe zu uns unterwegs?

Hortense Filliol.

Wie Hortense diesen Brief selbst eingesteckt hat, reut sie die Zeile der Verwunderung über den Toten. Ist sie nicht ein Steinwurf auf ein Grab? Ach, kein Grab! Im Meer versinken die Steine, und sie treffen nicht mehr.

Und wie es sehr heiß ist in der Hauptstraße Marseilles, geht Hortense in eine der Kirchen, wie in ein kühles Bad. Und steht dort eine Weile, ehe sie sich setzt.

Sie hat dem Himmel nichts mehr zu sagen, nur seinen Duft mag sie noch immer gerne verspüren, ähnlich dem Duft von Heliotrop und Pensées.

Meine gute Madame! Ein Schlaf von neun Uhr bis sechs Uhr? Wer kann es uns sagen? Man lebt nur einmal, geht hinweg und spricht dann nicht mehr. Immer ist es so, daß, die am glühendsten gelebt haben, zuerst uns sagen, ohne zu reden: Es ist zu Ende. Die aber, die am glühendsten lieben, müssen sagen: vernichte mich, Tod.

Mit dem Tode steht Hortense auf sehr gutem Fuß. Nicht mit dem Tod aller Tode, nein, mit ihrem eigenen Tod, den sie jetzt liebt, dem sie

vertraut, wie einst der Kreuzblume über den Gehölzen (Blaise d'Armand, Aeneas, David Filliol).

„Gewiß, Jason!“ Der große Hund, den sie draußen gelassen, sucht den Schatten der Kirche gleich ihr. Es ist heiß draußen, hier drinnen ist es so kühl.

„Fräulein, mein Fräulein“, der Küster ist ein buckliger, schmutziger Alter: „Hunde sind aus dem Allerheiligsten fortzuweisen!“

„Verzeihung, mein Herr, er ist treu, er weiß nichts vom Glauben!“

Sie geht schnell und hoch, und die Staubmatratze des Portals fällt hinter ihr in den Rahmen.

Und doch ist ein Hund noch in der Kirche (nicht Jason, er ist treu, er geht mit Hortense) und niemand wehrt dem, niemand ihm und seinen Genossen, da sie in der Kirche umherziehn.

„Eine Göttin, Henri!“

„Sahst du, wie sie sich wandte: er weiß nichts vom Glauben?“

„Das spreche einer ihr nach!“

„Henri, man will behaupten, diese Kirche sei schön.“

„Gekröntes Gebein, Lindenstämme in zerfresene Figuren gebracht, ungemäß dem Saft, der einst in ihnen war, und den Blüten, die er getragen.“

„Saint Antoine.“

„Ob er uns hilft, die Nymphe wieder zu finden?“

„Sainte Jeanne d'Arc, herunter mit ihr und unsere Göttin auf den Altar. Sainte ...“

„Warum so finster, Henri?“

„Sei still, Paul, still, Juan, still, de Choisy, ich will hier beten, daß ich sie bekomme.“

„Beten, zu wem denn?“

„Saint Lucifer.“

Und Henri de la Carvajal fällt vor einem der getriebenen Gitter in die Knie, hebt die Hände. Es ist die Gestalt eines ungeharnischten Ritters, eines Abenteurers, noch Salz auf Haut und Haaren von dem Kreuzen auf See.

„Laß das Spiel, Henri!“ Der Jüngste, Choisy, ist bange geworden.

Aber Henris Lippen bewegen sich.

Er macht Ernst, bei Gott, er macht Ernst! Choisy kramt in seiner Herzensangst in seinem Erinnern herum, er reißt alles durcheinander, wie es ihm kommt: schwache Lehrer, schwache Eltern, Geld, Name, Frauen, Stürme und Sonne auf See, Gelage, ein weißes Kinderbettchen, er selber darin, er bekommt ein kleines Kreuz auf der Stirne zu spüren, Jeannot, die Amme: Schlafe in Gott, Liebling. Und nun wirft er selbst sich jählings vor Schrecken ein fast verlerntes, ungeschicktes Kreuz auf die Brust.

Henri steht auf.

Damals hatte Germaine dem Gärtner Befehl gegeben, eins der Orangenbäumchen in ihre Zimmer herüberzutragen.

„Es wird sterben, Frau Marquise, es ist zu kühl in den Räumen.“

„Es wird nicht sterben in dem Zimmer mit den weißgoldenen Möbeln, darin immer Sonne ist. Verstehen Sie nicht, daß ich es will?“

Schweremütig trennt sich der Gärtner Lefebvre im Eigensinn des Alters von seinem Liebling nun im Gemach der jungen Marquise de la Mothe. Sie selbst steht in der Türe vom Nebenzimmer: „Ich werde es pflegen, Lefebvre, keine Sorge, und wenn ich nicht hier bin, können Sie kommen es anschauen, wie wohl es ihm geht.“

„Sie sind sehr gütig“, der alte Mann geht rückwärts hinaus, nicht wegen der Marquise, wegen des Baumes, den er liebt und, solange er kann, mit den Augen umfassen möchte.

Ich gütig? Ich bin nur arm, sagt Germaine de la Mothe zu sich selbst. Dann tritt sie dicht an das schöne Bäumchen heran. Sie zählt seine Früchte, die sich eben zu färben beginnen. Sie atmet den Duft seiner lieblichen Blüten ein, und der weiße Schatten ihres Gesichts trifft seine grünlackierten Blätter von oben bald, bald von der Seite, da sie ihn liebkost, ihn, ihr kleines Vorbild, das sie sich aufstellen ließ, um es vielleicht zu erreichen. Vielleicht? Sie weiß, es ist kindisch. Sie folgt einem Traum. Man soll Träumen nicht folgen, gewiß. Aber es war ihr, als habe eine Stimme gesagt: umgib dich mit Fruchtbarkeit und du wirst sie erlangen, Germaine.

Dreiundzwanzig Früchte zählt sie an dem Orangenbaum und mehr noch an verheißenden

Blüten. Es kommt etwas wie ein kleines, kindliches Lächeln in ihr Gesicht. So hat sie gelächelt bei Madame, wenn Hortense (oh, Hortense kannte sie recht!) flüsternd verriet: es gibt Charlotte russe — das Sehnsuchtsgericht der kleinen Germaine, süß und warm zugleich —, Babette hat es verraten.

„... und beherrscht diese Sprache und die andre nicht minder, Herr de la Carvajal. Und weiß umzugehen mit der Maschine, die sie selber besitzt.“

„Dies ist vorzüglich.“

„Und hat, wenn wir wollen, viel freie Zeit.“

„Und wir werden wollen, Madame Guyon?“

„Sprechen Sie mit meinem Mann.“

„Ihrem Gatten, Madame Guyon? Ich komme ja schon von ihm.“

„Er ist sehr in Geschäften.“

„Dreimal wöchentlich dann, Madame. Einen Tag werde ich meine Gedanken ordnen, soweit ich dies kann“, Carvajal lacht knabenhaft auf, „den andern diktieren.“

„Und die Preise wie üblich?“ Auch Madame ist sehr in Geschäften.

„Ich sehe dann schon, wenn sie schreibt, nur keine Sorge, Madame.“

Und sie schreibt, wie sie es hört. Klang der Stimme wird Tanz ihrer Hände und Gesang in ihrem Herzen, das lange des Singens entwöhnt war. O Hortense Filliol!

Dieser de la Carvajal ist ein Dichter. (Umgeb dich mit Versen, und du wirst singen, mein Herz.)

Es sind nur Zettel, ausgerissene Fetzen in seinen Händen, da er im Rücken Hortenses auf und nieder geht und diktiert, aber seine Lippen pflücken davon die Bläue der See an windstillen Tagen, Sieg und Fall schneeweißer Segel und des Schiffsknaben Ruf im Gezweige des nächtlichen Himmels, dessen Vögel die Sterne sind, aufjubelnd: Wie schön ist die Nacht und wie stark die Sehnsucht nach Frieden!

„Denn diesen suchte ich fort und fort, in den Wäldern der wehenden Palmen, in den Hainen der Beduinen, den Oasen im Schoße der Einsamkeit, und auf den Knien der braunen Frauen von Is. Sie, die selbst Friede sind, arglos, dunkel und zärtlich, den Augen der wandernden Rehe am Waldhorizont gleich, vermögen ihn nicht zu geben, den sie besitzen.

Ohe, aufs neue zu Schiff!

Haben Sie dies, Fräulein Filliol? Nun das dritte Kapitel. Aber Sie sind müde, Fräulein Filliol?“

„Nicht eigentlich müde. Nein, nicht im geringsten müde!“ Doch diese Suche nach Frieden nimmt den Frieden fort, wie der Monsun den Saft der Oasen trinkt, ohne an ihren Wasserspiegel zu rühren, einfach so im Vorübergehn.

„Es ist fünf Uhr. Auf übermorgen, Fräulein Filliol.“

Und sie geht.

Er aber rennt durch sein verlassenes Zimmer,

das wie dunkel geworden ist, trotz der noch frühen Zeit. Sieh an, ein Buch ließen wir liegen, sollte dies etwas bedeuten, etwas besagen? Die Aeneis! Es ist lang her, daß man ein Schulknabe war, gewappnet mit solchen Versen gegen alles, was nicht Tugend ist (und doch schon geweckt gegen die Tugend).

Es ist gut, daß die Amazone ihre Rüstung vergaß. Legen wir sie hier in den Schrank und schließen wir ab mit dem Schlüssel.

Doktor Verneuil an Hortense:

... Es ist die Bitte eines alten Mannes, mein Kind: besuchen Sie mich. Bleiben Sie bei uns, solange es Ihnen nicht mißfällt. Ihre selige Mutter empfahl ihr Kind ihrem unwürdigen Arzt. Doch Sie sind in Marseille, ich bin hier, meine Lähmung ist fortgeschritten. Paris ist eine sehr schöne Stadt, nicht so bunt wie Marseille, dieser Hafen der Welt, doch näher der Bucht Gottes. Kennen Sie Notre Dame? Sie verließen uns, ohne uns noch zu kennen. Erfüllen Sie diese Bitte, wenn es Ihnen möglich ist,

Ihrem Verneuil.

Nein, nein, es ist dieses nicht möglich! Vielleicht gestern noch, heute nicht mehr. Diese blauen Augen des Greises, diese klaren, statt der braunen und flammenden? Notre Dame statt den Frauen von Is, den Palmen, der See?

Es ist immer noch das alte, schöne Papier von Verneuil, nun an Verneuil zurück:

Lieber, verehrter Doktor Verneuil!

In einem Jahre gewiß. Dann bin ich schon zwanzig Jahre. Eben jetzt habe ich eine Arbeit, die mich hier hält. Es ist köstlich, nützlich zu sein. Arbeit ist Leben. Ich könnte nicht mehr untätig sein. Werden Sie mich dann noch erkennen? Ich bin nicht mehr, die ich war, nur mein Haar ist noch immer zu rot...

„Schoß meines Mundes“, sagt Henri de la Carvajal und begräbt seine Lippen darin.

An diesem Tage sind die Tasten der kleinen Maschine verstummt. Blut ist gewaltiger als die Brandung der See.

Oh, um das Bemühen der Liebe, Frieden zu geben, Frieden an einen, der ihn nicht sucht, niemals gesucht hat (mache, daß ich sie bekomme, Saint Lucifer)!

Choisy ist bei einem Rennen gestürzt und gestorben. Das kleine Kreuz, vor Monaten in jener Kirche über sein Herz geworfen, ungeschickt und verwirrt, rettet ihn, den Knaben, von den besitzheischenden Händen des einen, der schön ist, mächtig und doch verdammt.

Rufe Gott nicht an mit dem Schrei um Erhörung, es könnte sein, daß er dich erhört zu einer Zeit, da du deine Gebete vergaßest.

Du hast gemacht, daß Früchte sind... Vater, gib uns die Früchte...

Nie mehr hat diese selbe Stimme in all den Monden gesagt: Hilf mir, nichts zu tun, was Dich kränkt, und dennoch zu sein. Sei gut, denn ich habe nichts Böses getan.

Wie auch dürfte die Stimme so sagen, die so anderes betet, dies: Henri, verlaß mich nicht!

Dies andere: Oh, oh, wie ich dich liebe!

Dies: Töte mich doch, daß ich nur wiederum erkenne, Henri, ich liebe dich sehr.

Einem Henri de la Carvajal ist diese Liebe zu groß. Sie ist zugeschnitten von Gott für Gott, nicht für den Abenteurer de la Carvajal, dessen Schiff im Dock von Marseille geteert wird: Nur bis zum Frühjahr, ich habe Marseille gesehn.

Saint Lucifer ist ein guter Mann, doch es könnte sein, wie man sagt: Einen Finger hin und die ganze Hand. Zuviel des Feuers macht kalt.

„Mein Kind, verstehe, ich bin kein Gott. Ich bin nur ein Mann...“ (vielleicht sogar feige, doch dies begriffe sie nicht...)

Frucht um Frucht, vergilbt und eingewelkt, ist von dem Orangenbaum Germaines gefallen, die Blüten am ersten Tage schon, nun folgen die Blätter.

„Habe ich nicht gesagt, er wird sterben, Madame?“ Lefebvre vergißt in seinem Schmerz um den Baum, was der jungen Marquise gebührt. „Es ist keine Luft hier für die Fruchtbarkeit!“

Er trägt mit den Gehilfen den Kübel hinaus, hinüber in die Schar seiner prangenden Bäume. Dort steht das Stämmchen verfallen, entlaubt und erholt sich nur schwer. Doch es erholt sich.

Dies mir, sagt Germaine. Sie setzt sich in den Stuhl nah dem Tisch und legt das Haupt zwischen die Knie. Dies mir? O mein Gott, was habe ich denn getan? Bin ich nicht würdig, bin ich... daß meine Nähe allein diesen Baum tötet? Wehe denen, die unfruchtbar sind!

Und sie reisen. Maurice mit Germaine. Die alte Marquise, sie widerruft den Satz vor der Hochzeit, sagt demütig: „Bringe sie denn in andere Luft, auf andere Erde, unter eine andere Sonne“ (wiewohl es immer die gleiche ist).

Sie sind sehr lange unterwegs. Sie fahren gen Westen und kommen mit der Sonne von Osten wieder herauf. Wenn sie in Marseille vom Schiff gehen, werden sie Hortense besuchen.

„Immer noch nicht habe ich deine Freundin kennengelernt, meine Liebe, das Mädchen mit dem rostigen Helm.“

„Es wird jetzt sein, Maurice.“

„Bist du nicht zu müde, Germaine?“

„Nicht zu müde. Doch gehen wir erst in diese Kirche hinein. Hernach erfragen wir Hortense.“

Und sie gehen in die Kirche. Germaine gestützt auf Maurice, als habe sich an ihrem Leibe schon erfüllt, was ihre Seele erst erhofft.

An demselben Gitter, wo Henri de la Carvajal

gekniert hat wie im Spiel, kniet Germaine nieder im Ernst. Auf derselben Stufe, darauf die Knie des Abenteurers die uralten Steine erhitzt haben, ruhen die ihren auf den Falten des klaren Kleides nebeneinander, zwei demütige Lämmer. Sie ruft keinen Heiligen an, sie hat soviel schon gerufen, sie kniet nur und denkt: Du weißt, was ich bitte mit meiner ganzen Gestalt. Siehst Du nicht, ich glaube? Sprachst Du nicht zu einem, der glaubte, es war der Hauptmann, dann das blutflüssige Weib, ach, noch viele: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen? Was ist es, das ich unrecht gemacht habe, daß Du nicht zu mir sprichst: Dein Glaube hat dir geholfen, geh hin?

Hinter Germaine steht Maurice, gesenkten Hauptes: Arme Germaine, und sie war doch so glücklich! Er ist gealtert. In seinem vierund-dreißigsten Jahre sieht er vor sich noch viele Jahrzehnte und an ihrem Ende den Namen de la Mothe auf einem Stein und doch durchgestrichen von der Gerechtigkeit Gottes, deren Sinn kein menschlicher Verstand je erfaßt, noch nicht einmal ein menschliches Herz.

Meine arme Germaine ! Ach, wie gerne ließe ich den Namen verfallen, ob er auch geschrieben steht mit dem Blut aller Ahnen, meiner Mutter Blut zumeist, die mich gebar, meinem eignen Blut,... nur, daß du nicht leiden müßtest, hungernd und dürstend mitten der Fülle. O mein Gott, die uns sehen und sagen: Die Reichen, seht sie doch an! wissen nicht um die Armut, die keine Kinderhand in den Falten des Rockes spürt. Ach, wieviel

der Händchen verspürt ihr in euren armseligen Schürzen, und es kann sein, daß ihr eines der Händchen, daß ihr alle verflucht. Wo ist die Gerechtigkeit Gottes? Nicht in dieser Welt, nicht hier.

„Meine arme Germaine, wollen wir weiter?“

Sie kommen vor der Kirchentür an. Maurice nimmt jetzt einen Wagen. Germaine ist so bleich, sie hat Schatten unter den Augen. Sollte Gott sie erhören? Sie fahren der Straße zu, wo Guyon wohnt.

„Diese Gegend, Maurice!“ Germaine fröstelt. Und plötzlich, um sich schauend, mit einem leisen Schauer des Herzens, dem Zögling ihres Geschmacks, ruft Germaine aus: „Hortense, Maurice, Hortense!“ Fast gerät sie, aufrecht im Wagen stehend, unter die Peitsche eines schwarzen Melonenhändlers, der ihrem Wagen entgegenfährt.

Da sie wiederum sitzt, von Maurice niedergezogen, ist jene vorübergegangen, nach der Richtung gegangen, daher sie selber kamen, und das bunte Volk braust ihre Spur zu.

„Nun ist sie nicht zu Hause, Maurice.“

„Wir werden warten. Vielleicht auch war sie es nicht. Drei Jahre sind eine lange Zeit.“

„Aber Jason war doch bei ihr, Maurice. Und so schön, diese Hortense, noch schöner, größer. Diese Augen, Maurice! Daß sie mich nicht gehört hat!“

„Wie sollte es sein, in dem Lärm von Marseille, der rauscht wie die Brandung?“

„Aber hört nicht ein Herz das andere?“

„Wer weiß, wo ihr Herz ist, Germaine?“ Und lächelnd: „Glaubst du, mein Liebling, die Liebe hat uns alleine erwählt? Sie ist überall, wie die Luft.“

„Unsere Liebe, Maurice, auch unsere Liebe? Doch wohin ging wohl Hortense?“

„Guyon? Oh, er ist wohl, gnädigste Gräfin, ich kann dies auch von mir selber behaupten!“ Ungeniert legt Suzanne Guyon noch mehr Rot auf ihr weißgekalktes Gesicht. Maurice de la Mothe denkt: Daß Germaines Hortense dieses ertrug!

„Und Hortense? Denken Sie, Frau Guyon, wir glaubten sie eben zu sehen.“

„Dies kann sein. Sie ging nach dem Zuge!“

„Wer wird kommen?“

„Es wird niemand kommen, gnädige Gräfin, ein Ausflug, eine törichte Fahrt nach Paris. Dieser Verneuil...“

„Ah, Doktor Verneuil?“

„Derselbige. Sie sagt: Ich muß zu ihm. Letzt-hin ist sie mündig geworden. Guyon ist sehr schwach mit ihr, zu schwach. Ja gewiß, Marseille ist eine himmlische Stadt.“ In Paris ist Suzanne Guyon noch nicht gewesen, denn wozu? Marseille ist das Herz der Welt. (Jeder meint dies von dem Ort, wo er lebt.)

„Wir werden sie also sehn in Paris. Wir werden sie grüßen, nicht wahr? Eine Empfehlung an den

Herrn Guyon.“ Maurice will auf keinen Fall diesen Herrn Guyon erwarten.

„Wenn er nun ein Hottentott ist, Germaine, mein Liebling, du könntest dich ja versehn.

Zurück zum Hotel Beau Regard!

Immer auf der Flucht, deine Hortense, so scheint mir!“

„Sie wußte ja nicht, daß wir kommen. Sie wird denken, ich sei in Paris. Ach, und wie lange habe ich ihr nicht mehr geschrieben!“

Plötzlich erstarrt Germaine, auf der Schwelle zu ihrem Zimmer erstarrt sie. Die Klinke der geöffneten Tür in der Hand (vor ihren Augen ist das der Türe gegenüber aufgeschlossene Fenster und darin das Meer bis zum Himmel), spürt sie an sich: es war alles vergeblich, es war alles umsonst. Die Saat fällt zwischen die Steine, und Vögel picken sie auf. Es ist nichts mit Yves, dem Kinde, nie, nie, niemals wird es werden, und ich glaubte...

Da fällt Germaine selbst wie ein Vogel herab aus der Luft.

Maurice legt seine Frau auf das breite Bett. Er deckt sie fast väterlich zu. Er setzt sich auf einen Stuhl hin an ihr Lager. Er nimmt ihre zitternde Hand in die seine.

„Hör zu, meine Germaine. Ganz ruhig, so ist es recht. Ich bin ja nur traurig für dich. Aber höre, verstehe mich recht, wir wollen diese Hoffnung für immer begraben, für immer, begreifst du? O meine Freundin, es kommt eine Stunde, wo Hoffen den Sinn verliert. Diese Stunde ist nun

für uns gekommen. Du stirbst mir sonst, und ich habe um den Wunsch, den unerfüllten, nach einer winzigen Wiege, einen geliebten Sarg. Nie mehr davon, meine Germaine. Wir werden fortan versuchen, zu sein, als wünschten wir nicht, als hätten wir niemals gewünscht. Es ist Betrug, sagst du? Manchmal braucht man diesen, um nur zu leben. Nein, nein, Gott wird uns nicht zürnen, vielleicht haben wir ihn erzürnt durch unser unvernünftiges Flehen.“

Germaine wirft ihr Haupt in den Kissen, wie einen Apfelblütenzweig im Wind. Ihr Gesicht strömt über von Tränen. „O Maurice, oh, noch eines, Maurice: Er ist klug, er ist so gütig, ich habe es bisher nie gewagt ihn zu fragen. Er war der Freund unserer Kindheit, darum vielleicht fragte ich ihn nicht. Vielleicht, daß er, er als der letzte, etwas findet, das die andern nicht fanden, und Hilfe weiß, oder Abhilfe (Sehnsucht verliert ihre letzte Scham). Wenn auch er sagt: Nein — aber er muß mir schwören bei Gott —, dann will auch ich begraben, wie du verlangst, dann, aber erst dann, wenn auch er sagt...“

„Er? Wer?“

„Unser Freund, Doktor Verneuil!“

„Er ist alt, er ist weise, er ist nicht Gott, meine Germaine. Wollen wir nicht Gott alles anheim stellen?“

„Mein Maurice, du hast es mir versprochen. Mit deinen Augen hast du es mir versprochen, mit deinen Händen. Und er, Verneuil, glaube es mir, er ist nahe, sehr nahe bei Gott!“ — — —

„Sie wollen die Wahrheit, Tissier, die Wahrheit? Krebs, Herr Tissier!“

Die wunderschönen Augen Verneuls sehen den starken Mann vor sich in dem ehrwürdigen Sessel an, wie ein Cherub den Adler, dem ein Blitz die Flügel zerfetzte (Adler, Adler, du wirst dein Paradies finden und dort schöner fliegen als jemals zuvor, ich verspreche es dir, ich verspreche...).

„Glauben Sie mir, es ist gut sein Ende zu sehn, vor sich, besser, als es im Rücken stehend zu haben und zu fallen wie der Stier unter dem Beil. Schön ist das Tor am Ende des Weges, furchtbar der Mühlstein über der Schwelle des eigenen Hauses: wir wollen zur Nacht essen gehen und er fällt herab.“

Tissier sitzt mit gebeugtem Gesicht.

„Wissen wir denn nicht alle, wir müssen sterben, und können doch täglich lächeln, wie oft über ein nichtiges Ding. Selbst im Schlaf lächeln wir, weil der Tag nicht Raum genug hatte für diese süße Bewegung. Schmerzen, Herr Tissier? Ich darf Ihnen sagen, es gibt schrecklichere Schmerzen, Schmerz der Schuld, Schmerz der Geburt, Schmerz des ewigen Todes. Die Ihnen werden sein: Schmerzen, das Leben zu gewinnen. Haben Sie nicht eine Mutter gehabt? Nun, Sie wären ja nicht. Sie würden nicht zu leiden brauchen, sagen Sie? Es ist besser, geworden zu sein, um einst das Leben zu erlangen, als nicht zu sein. Gottes Anblick ist es wert, zu leiden. Was wissen wir Männer um den Schmerz, den Leben

geben bedeutet? Er ist unbeschreiblich. Fürchten Sie nichts, Herr Tissier, wir tragen zusammen: Er, Sie und ich!“

Verneuil legt seine Rechte auf die zitternde seines Besuches. Durch diese zwei Hände reden sie miteinander. Immer zuversichtlicher wird die verborgene Stimme Tissiers. Dann geht Herr Tissier. Auf dem Flur beugt er sich und streift die Hand des Arztes mit seinen Lippen, Verneuil hebt ihm seinen entfallenen Handschuh auf.

Wieder steht Eugène Verneuil an der Türe des Wartezimmers. Zum wievielten Male an diesem Tag? Er weiß es nicht. Er ist müde, doch er darf es nicht sein. Vielleicht war Herr Tissier schon der letzte Besuch? Es ist so stille hinter der Tür, es hängt auch kein Mantel, kein Hut im Gang an den Haken. Dennoch öffnet Verneuil die Tür in das Dunkel des Wartens: „Ist noch jemand hier?“

Noch? Bin ich denn noch? sagt zu sich selbst die leicht zusammengekauerte Gestalt auf dem kleinen Stuhl vor dem Spiegel, bin ich denn noch hier?

„Sie, Sie? O Hortense Filliol, mein Kind? Was führt Sie zu mir, Ihrem alten Freund, durch diesen Raum? Es ist drüben eine andere Schelle, eine andere Pforte, zu Eugène Verneuil, nicht zu dem Doktor. Der ist alt geworden, er versteht nichts, wie er nie etwas verstand. Kommen Sie herüber, kommen Sie. War nicht erst gestern Hochzeit bei den de la Mothes? Und Sie bringen mir einen Gruß von der guten Madame?“

Er hebt Hortense an ihrer Hand aus dem

Stuhl. Da sie steht, entzieht sie ihm diese Hand. Sie sagt zitternd, doch mit der Größe einer Verdammten: „Ich komme zu Doktor Verneuil!“

„Gehen Sie voran!“

Er läßt sie vorangehn. Sein lahmes Bein schleift die letzte Begleitung hinter ihrem Schatten und seinem über den Flur. Was andere niemals sehen würden nach langer Unterredung, nach der Bestastung von Seele und Gliedern, erkennt er durch die fast unsichtbare Krümmung der schönen Schultern vor sich, die ein kleiner Pelz bedeckt, pelerinenartig, aus den Fellen des Maulwurfs, den der Landmann nicht liebt, weil er ihm die Äcker seines Ertrages unterhöhlt und seine schuldlosen Hügel aufwirft, wo sie niemand erwartet, und also sprechen heißt: Winziger Sünder, nimm als Vergeltung den Tod!

„Sie sind sehr elend, mein Kind. Es ist gut, daß Sie kamen. Sie möchten nicht reden, das Geräusch der Worte reißt zu viel auf, darum haben Sie mir geschrieben?“ Er nimmt mit Zartheit das weiße Kuvert, das die Hand Hortenses ihm hinhält (oh, sie so sehn zu müssen, dieses Kind, einer Bittstellerin gleich!).

„Legen Sie ab, Hortense“ (es ist besser, sie beschäftigt sich, da ich lesen muß, was ich doch weiß), „und ich werde lesen.“

Und die dunkle Stimme der grenzenlosesten Einsamkeit (habe ich denn nicht genug für sie gebetet, nicht genug, o mein Gott?): „Sie werden nicht lesen, Sie werden sehn!“

Doktor Verneuil öffnet das Kuvert, es ist nicht

verklebt. Er zieht eine Menge Scheine aus dem weißen Umschlag. Es ist eine hohe, eine sehr hohe Summe. Blatt um Blatt fallen die Scheine wie von selbst auf die Platte des Schreibtischs, darauf auch Verneuil's Broschüren liegen und das Dolchmesser, sie zu öffnen, dies Geschenk des Schahs (daß Sie ihr helfen konnten, daß Sie geholfen haben, daß das Weib lebt, Monsieur le Docteur!). Es ist nichts Geschriebenes in dem Kuvert, es ist jetzt leer.

Verneuil sitzt mit gesenktem Kopf. Sein schneeweißes Haar ist so dicht, es liegt um den herrlichen Schädel wie eine Woge Schaum auf einem Felsen im Meer. Auch Hortenses Gesicht ist gesunken. Das rostrote Haar ist eng um die Ohren gelegt, die nur am unteren Rande hervorsehn, verräterisch blutarm und erkühlt wie bei schlaflosen Menschen.

Und nun heben beide zugleich ihre Gesichter auf gegeneinander, so messen sich Feind und Feind vor dem letzten Gang im Duell.

Niemals sind die Augen Eugène Verneuil's so flammend gewesen (und ein Engel steht an der Pforte des Paradieses, und sein Schwert ist aus Flammen aus den obersten Höhn).

„Ich werde es nehmen, Hortense Filliol!“ Verneuil sagt es langsam und seltsam betont.

„Sie wollen?“, es ist wieder Atem im Zimmer. „Sie wollen? Er gab es mir, ehe er ging, er, er, er. Was gilt auch ein Leben? oder zwei, oder alles. was ist?“

Doktor Verneuil schiebt behutsam seinen Stuhl zurück. Er steht auf, geht hin zu seinen Regalen

und kommt wieder mit einem kleinen, schmalen Buch in der Hand (wie weiß diese ist und alt und von blauen Adern durchzogen).

Er öffnet das Buch, legt es hin vor Hortense und sagt still: „Mein Kind, darin ist alles enthalten, was Gott von uns will, seit er uns erschaffen und wir sein erstes, sanftes Gebot nicht zu halten vermocht. Lesen Sie, Hortense, mehr bedürfen wir nicht!“

Hortense hebt ihre Augen, sie sammelt die unruhigen Blicke. Nun liegen sie auf der Zeile neben dem schmalen Finger Verneuils. Erst laut, sie ahnt nicht, was sie liest, dann murmelnd: „Du sollst nicht töten!“

Sie verstummt. Sie verstummt lange. Dann, als spräche sie etwas nach, in ihr oder außer ihr, antwortet sie flüsternd: „Dieses da lebt ja noch nicht.“

„Haß wendet sich niemals an ein Ding, Haß wächst am Leben. Darum lebt es, Hortense. Sie wissen es wohl, daß es lebt, denn Sie hassen, o Kind.“

Hortense murmelt: „Er, er gab das mir, daß... Sie verstehen ja ... es gibt zu viele, zu viele: es, ihn, mich selbst...“

Und nun jäh, wie ein gebändigter Panther sich rückwendet gegen die kosende Hand, um sie zu zerfleischen: „Haben Sie nie getötet, Doktor Verneuil?“

„Alle Kunst ist gering, und des Menschen Klugheit heißt Irren. Oder glauben Sie, ich hätte

Ihre Mutter sterben lassen, mein Kind, Ihre edle Mutter?“

„Vergeben Sie mir, Verneuil, ich weiß schon nicht mehr, was ich sage!“

„Ich weiß es, mein Kind, Sie leiden, Sie leiden sehr, Hortense Filliol.“

Und ein Seufzer: „Soll es wieder so leiden und sagen: Besser, ich wäre nicht? — Er hat mich verlassen.“

„Wollen Sie darum die Unschuld verlassen, weil die Schuld Sie verstieß?“

„Ich kam zu Ihnen, weil...“

„Daß Sie zu mir kamen, beweist, Sie wollen nicht seinen Tod.“

„Ich weiß nicht.... Oder doch! Denn es ist nicht möglich, ich hasse, oh, oh, ich hasse es ja so sehr!“

„Erlauben Sie dann mir, es zu lieben?“

„Tun Sie, was Sie wollen! Ich aber verleugne es, ich verleugne! Ich habe es nicht gewollt, nein, nein, niemals. Ich will sein, was ich war!“

„Sie sind unverändert, Hortense, nur Ihr armes Herz trägt ein anderes Kleid.“

„Es ist ein anderes Herz, es ist nicht das gleiche. Jenes hat er.“

Hortenses Kopf fällt gegen die Kante des Tisches, erhebt sich und fällt zum zweiten Male dagegen, und nun das drittemal mit demselben schrecklichen Laut.

Verneuil, bisher unfähig zu hassen, entdeckt in sich die finstere Gewalt. In diesem Augenblick haßt er Henri de la Carvajal.

„Hören Sie mich an, Hortense, vertrauen Sie mir, mein Kind! Denken Sie, wir sind im Parke Madames. Es ist März, die Krokus sprießen. Möchten Sie eine der Blüten zertreten mit Willen? Sie schütteln den Kopf. Und hier ein Nest. Es ist das Nest im Rotdorn. Wie oft haben wir es schon besucht, Ihre kleine Kinderhand in der meinen. Haben Sie Mut, der große kleine Vogel wird uns beiden nichts tun! Nun? Sie zählen vier Eier. Nehmen Sie eines, dies zartgesprenkelte mit der Schale wie Glas! Warum nicht? Es ist ein Herz darin? Nur ein Hänflingherz. Werfen Sie dies Ei auf die Steine. Sie können nicht? Nun, Sie werden den Tod dieses Kindes nicht wollen.“

Hortense schweigt. Sie läßt ihre Hand dem Freunde. Der Strom seiner Güte tritt heran an ihre Adern, darin Eisen und Eis ist.... Es schmilzt.

„Mein Kind, Sie fürchten die Zungen der Welt?“

Hortense nickt.

„Es ist schwer, ihnen zu entgehen, sie sind nicht wie Pfeile, sie sind wie die Früchte des Klettenstrauchs; der, dem sie sich angeheftet haben, sät ihre Saat, wohin er geht.“

Hortense zuckt mit der Schulter.

„Oh, begreifen Sie, ich möchte helfen! In allem...“ Verneuil spürt durch die Hand der Leidenden eine andre, eine noch nicht vollendete, Keim einer Hand, im Keim schon ausgereckt als eine Bitte: Hilf mir!

Es ist Schweigen in dem Zimmer des greisen

Arztes, dennoch hört er sich selbst reden, als sei es sehr laut: Wäre nicht eines möglich, eines? Nur ein armer Name über einem andern, gleich einem Mantel, und Rettung wäre geschehn. Doch, o Welt, deine Gerechtigkeit ist dürftig, und die bitteren Zungen würden sagen: Doktor Verneuil tritt in sein siebzigstes Jahr, Hortense Verneuil ist eben zwanzig Jahre geworden. O mein Gott, hilf mir gegen meine Hilflosigkeit! Hilfe darf keine Beleidigung werden.

Verneuils innere Stimme ist an Verneuils Horchen immer leiser und schwerer geworden, nun beugt er das Haupt vor grenzenloser Scham.

Hat dies Mädchen erkannt, was er dachte?

Hortense weint.

Also mag Niobe geweint haben, ihr letztes Kind zu Füßen mit dem Pfeil Apollos, noch zitternd vom Niedersturz aus dem Himmel, in der kindlichen Brust. Das letzte Kind.... Steine weinen, wie Niobe geweint hat um das letzte ..., wie Hortense Filliol weint... um das zukünftige Kind.

„Versprechen Sie mir, Hortense, und ich verspreche zurück!“

„Was, Doktor Verneuil?“

„Schenken Sie mir das Kind! Statt seinem Vater, das Kind einem Greise.“

„Es wird mich verraten“ (o wie umsichtig die Frauen sind, selbst noch in Todesgefahr!).

Traurig sagt Verneuil, doch geduldig: „Sie werden es also bekommen. Die Erde ist klein, aber groß genug, dies zu verbergen. Sie werden leiden,

gewiß. Ihre Schuld, ja, vergeben Sie einem alten Manne, wird geringer...“

„Ich aber kann es nicht sehn, ich will es nicht sehn, es wird mich anschauen mit den Augen des Vaters.“

„Unser aller Vater ist Gott. Seine Augen sehn uns an, wohin wir auch schauen.“

„Ich kann es nicht ertragen, verstehen Sie mich doch!“

„Wollen Sie denn, daß ich es nehme, ohne Tod, das Lebendige?“

Hortense schweigt.

„Nehme und gebe? Es gibt tausend Frauen, die schreien tags und nachts: Gib mir ein Kind, Gott, und wäre es nur ein halbes.“ Und lächelnd, ja wie verklärt: „Und Ihres wird schön sein, stark sein.“ Und noch einmal, voll Hoffnung: „Soll ich es denn nehmen und geben?“

„Nehmen und geben, Verneuil!“

„Und Sie fragen nicht einmal: wohin?“

„Es ist mir gleich.“

Plötzlich überläuft ein Zittern den Greis. Er hat in Hortenses Augen einen Dritten gesehen, es ist er, er, der Gestürzte, der Verdammte, immer noch schön in seinem Stolz wider Gott. Ihm gilt es das Lamm zu entreißen.

„Geben Sie mir die Hand, Hortense, es wird alles gut werden! Es wird kommen, ich werde es nehmen. Ich bin alt, wie Simeon war, und Sie werden wiederum sein, was Sie waren, bevor er Sie traf.“

„Was ich war?“ stammelt Hortense, die Schat-

ten unter ihren Augen werden tief wie breit. Ihre Lippen erblassen: dieses schreckliche Gefühl, es steige ihr innerer Leib in den Hals empor und über sie weg. Sie ist ja nicht auf See, sie sitzt im Sessel der Kranken, der Armen, der Sterbenden (alle Menschen kommen zu sterben) vor Eugène Verneuil. Sie hat, ehe sie zu Verneuil ging, auf dem Bahnhof ein Brötchen gegessen zu einer Tasse Café au lait; war es zu viel, war es zu wenig? Es ist..., es kommt...

Fern über sich hört sie eine leise, ruhige Stimme. Haben Stimmen Farben, so ist diese blau, blau wie das Wasser über David Filliol, und Fische schweben darüber und Himmel über den Fischen und Erbarmen im Himmel.

„Bin ich denn nicht Arzt, Hortense Filliol? Darum erlauben Sie mir dies Bemühen.“

Und nun Duft von großen Feldern blauvioletten Lavendels, als Kühle, als Strom. Hortense fühlt sich so gut gebettet, sie hatte wohl Fieber (ein kleiner Anfall, Madame, keine Sorge; Masern übersteht jedes gesunde Kind. Ah, ah, Sie, Onkel Verneuil, jetzt bin ich schon beinahe wieder gesund, und das Kind Hortense hebt seine Hände...).

„Es war zu viel, mein Kind, zu viel für zwei arme Herzen. Es wird doch alles gut, vertrauen Sie mir.“

Und dann zwei leise Füße die alte Treppe hinab und droben eine Hand am Geländer und nun die seufzende Stimme des unteren Tors.

„Nun, Odette?“

„Du bist alleine, Eugène? Kommst du herüber? Ich hörte dich reden. So spät noch ein Kranker?“

„Er ist schon gegangen, Odette.“

„Unheilbar?“

„Was heißt unheilbar vor Gott?“ Der alte Mann sieht auf das alte Mädchen herab, denn er hat sich erhoben, er nimmt ihren Arm.

„Wir sind arme Geschöpfe, Schwester.“

Und sie gehen hinüber an den kleinen Tisch mit den zwei Gedecken. Zwei Gläser für Wasser, zwei Servietten in silbernen Ringen, zwei Kerzen in silbernen Leuchtern (denn Verneuil liebt noch immer das Licht seiner Kindheit in der strohgedeckten Hütte des Tagelöhners von Chartres). Diesen gleichend werden auch die letzten Kerzen sein, zu Füßen und Häupten des verhangenen Lagers. Wann, bald? ... Oh, erlaube mir noch zu bleiben, bis dieses vollbracht ist und ein Kind eine bleibende Stätte bekam!

Wie lange hält heute der Bruder sein stummes Tischgebet hinter den Händen? Fräulein Odette sieht beunruhigt hinüber, wo der Schatten des Leuchters wie Laubranken des Bruders Angesicht überwächst. Doch schon zerlegt Eugène Verneuil zierlich einen kleinen, zartgrätigen Fisch.

„Eugène?“

„Ja, Odette?“

„Noblemaire, der Hausmeister — er besorgte die Fische — sagt, Hortense sei wieder in Paris. Hortense Filliol, die dir so gut gefiel, dann verließ sie Paris. Noblemaire sah sie mit dem Hunde.“

Verneuil streicht sich über die Augen (ist er müde?). „Was du nicht sagst, Odette.“

„Und sie sei sehr bleich, und gewachsen, und...“

„Es ist so, wie sie schrieb, Odette, sie verträgt nicht das Klima dort unten, es mag die Hölle sein. Sollte sie kommen, Hortense, und ich bin auf dem Wege, so halte sie und bitte sie zu unserm Tisch.“

„Freut es dich, wenn ich das tue?“

„Es wird uns beiden eine Erheiterung sein. Noch einen Fisch, meine Liebe ... Ja, gewiß den! Es ist gut.“

Es klopft. Verneuil fährt leicht zusammen. Es ist die halbblöde Magd. Türen zu öffnen und zu schließen versteht sie, und Odette hat sie mit Geduld das Anklopfen gelehrt.

„Was gibt es, Sidonie?“

„Drüben, zu Monsieur!“

„So spät? Es ist dieses nicht recht, Eugène.“

„Was fragt ein Kranker nach Zeit. Ich komme, Sidonie.“

„Meine Schuld ist es, daß ich nachgegeben habe. Wie denn auch anders, wenn ich sehe, Germaine ertrinkt, und es tut not, ihr zu helfen.“

„O Marquise, hier auf meinem Sessel und sind am Ertrinken?“

„Nicht Marquise, Verneuil! Germaine! Und scherzen Sie nicht!

„Germaine de la Mothe, Germaine d'Armand. Meine kleine Freundin, Sie kommen zu mir?“

„Von der Bahn unverweilt hierher, doch sie wollte es so.“

„Sage es ihm, Maurice, sage es ihm!“

Maurice spricht.

Der Arzt und Germaine erheben sich.

„Es wird nicht lange dauern, Maurice.“

Maurice de la Mothe bleibt allein.

Und nun liegt das schöne Haupt Germaines auf der gleichen Lehne des gleichen Stuhls, darauf rückgeworfen Hortenses rostroter Helm lag über den steinernen Augen; weinend, wie Hortense geweint, nur hier weint Tau über die Steine.

„Niemals, Doktor Verneuil, niemals? Und ich glaubte, Sie allein würden sagen... Ich sterbe daran, oh, ich sterbe!“ Das sonst so helle Gesicht ist von tausend Qualen verzerrt. „Und ich habe gehofft und gebetet.“ Und nun jammernd: „Maurice!“

„Ja, darf ich kommen?“

„Kommen Sie!“

Und zwei flatternde Hände rechts und links seiner ergrauenden Schläfen: „Maurice, verstoße mich nicht!“

„Ich dich verstoßen?“

„Denn sie werden freudlose Witwen heißen, und sie wohnen ferne den Hütten jener, die glücklich sind.“

„Fasse dich doch, Germaine!“

„Er ist unser Freund, er war mein Freund, wie ich klein war, und ich bin es wieder, klein wie

niemals vor Gott. Ja, Maurice, nur ein Wurm bin ich, zertritt mich nicht, oh, zertritt mich doch!“

(Es gibt tausend Frauen, die schreien tags und nachts: Gib mir...)

„Es ist Mitternacht nahe, Verneuil, verzeihen Sie uns den Einbruch in Ihre Stille!“

„Es ist nichts zu verzeihen...“ (Gib ihr ein Kind, und wäre es nur ein halbes, denn ich sehe, o Gott, sie wird vernichtet durch ihre Sehnsucht, die Du in sie gelegt.)

„Dein Tuch, Germaine, wir wollen Doktor Verneuil den Schlaf gönnen.“

„Um diese Stunde, Marquis, schlafe ich nie.“

Er setzt sich gegenüber dem Paar auf den niedrigen Stuhl. Sie schweigen zusammen. Germaine weint und seufzt. Die Uhr unter dem altmodischen Glassturz in dem kleinen Raum neben dem Spechzimmer, dahin man zuvor und hernach geht, tickt und tickt.

„Und ich wollte, daß jede Minute ein Schmerz sei, jede Sekunde, nur dieses wollte ich nicht.“ Germaine ringt die Hände in ihr Reisekleid hinein, Maurice blickt starr vor sich hin.

„Tausend Tode wollte ich sterben um ein Leben, so klein,“ Germaine zeigt mit Daumen und Zeigefinger hilflos eine Spanne der Kleinheit.

„So klein, Germaine de la Mothe, sind die Kinder nur, da sie werden, nicht wenn sie sind.“ Verneuil nimmt ein altes Buch mit Stichen. Die Bilder sind nicht getreu, sie sind lieblicher als die Natur. Er erklärt den Gatten das Werden des Lebens. Vielleicht, daß die zarte Frau an der

Offenheit des sonst Verborgenen sich erschreckt und zurückzieht, wie es nun schon Maurice de la Mothe tut, den das offen gelegte Geheimnis, dem er nie nachsann (denn er ist ihm entronnen, schreiend, selber ein Kind, und begehrt nicht zurück), berührt wie ein Wort, unzeitig gesprochen.

Aber Germaine entsetzt sich nicht, sie lächelt und weint über die kleinen Gestalten der rostfleckigen Stiche, als sei jede ihr eigen gewesen und vorzeitig verstoßen von einem grausamen Schoß, den sie nicht als den ihren erkennen möchte, lieber sterben.

„Oh, wie lieblich, ach, wie geborgen! Im sechsten Mond, im achten. Sieh, Maurice, wie dieses schon lebt.“

Es ist ein altes Buch, ein wenig maniert. Verneuil schließt es auf seinen Knien, darauf er es die ganze Zeit geduldig gehalten. Er sitzt gebückt darüber: Was tun, was sagen?

Es erscheint ohne seinen Willen in der trostlosen Wildnis, der Öde seiner armen Gedanken, ein Licht wie ein Reh, wie eine Hinde, still und weiß im schwarzen Gehölz seiner Sorgen. Immer wieder taucht sie auf vor Verneuil. Sollte sie fruchtbar genug sein, zwei verzweifelte Herzen zu stillen: Germaine de la Mothe (ich wollte wohl gerne sterben), Hortense Filliol (ich will es nie sehn, nehmen Sie es)? Er erhebt seine trübe gewordenen Augen gegen die junge Marquise.

(Es war mir, sagt Germaine später, viel später zu der alten Marquise, Gott sehe mich an, der Gott, den ich glaubte, da ich Kind war: bart-

los, uralt, gnädig, ich war ganz ohne Furcht, Hortense kann nicht furchtloser sein.)

Und er spricht: „Mein Kind, was würdest du mit einem Kinde tun, dir überlassen aus dem Schoße einer andern?“

„Es lieben, Gott, nur dies! Doch welcher Schoß gibt mir sein Kind?“

Maurice sitzt und hört zu. Einmal saß er so, noch Knabe fast, in der Comédie Française. Jene Worte damals rauschten in seinen Ohren gleich denen von heute wie Kaskaden des Blutes um Antigone, und nun sieht er sie selbst, Schale aus Licht, diese Kaskaden in sich zu füllen: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

„Mein Kind, und wollte Gott, daß Erde ihre Frucht verstieße, was willst du tun mit dieser Frucht: ein kleines Kind, verloren in der Zeit?“

„Es lieben, o mein Gott, sonst nichts!“

„Germaine, was willst du tun? Was tun Sie ihr, Verneuil, was tun Sie uns?“

„Mein Kind, wenn nun ein Engel käme: Nimm dich des Kindes an, es ruft nach dir?“

„Ich nehme es! Laß es mich nehmen, o Maurice!“

„Es wird dir auf dein Herz hintreten, meine Freundin, sagend: Dies ist nicht meiner Mutter Herz.“

„Es wird nicht, denn es wird nichts wissen als: Dies Herz ist mein.“

„Mein Herz...“

„Dein Herz, Maurice, und seins. Wo ist das Kind, Verneuil, wo ist das Kind?“

„Im zweiten Mond, Germaine, und sucht schon eine Stätte, daß es sagen darf: gilt diese mir, dann darf ich leben.“

„Und seine Mutter, die Gebenedeite?“

„Sagt nur: Was ist mir dies?“

Germaine verhüllt ihr Haupt. Sie spricht: „Wie schrecklich muß sie leiden, daß sie solches sagen kann!“ Und an der Brust Maurices: „Oh, wie bin ich glücklich, mein einziger Freund, wie bin ich glücklich! Oh, du erlaubst doch, Maurice, daß ich glücklich bin?“

Maurice sieht fragend in das müde Angesicht Verneuls. Es schweigt, doch seine Augen sagen: Sehn Sie nicht, Marquis, sie würde sterben? Erlauben Sie!

Zwei Männerhände schließen sich in einem Griff. Sie darf nicht sterben, sagt die junge zu der alten Hand. Die alte, kühl und doch so groß im Drucke, sagt: Es werden drei nicht sterben.

Germaine legt ihre kleine Hand als dritte oben darauf. „Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen so, Verneuil! Habe ich es nicht gesagt, er wird uns helfen, wenn noch einer helfen kann.“ Sie beugt sich kindlich vor, Verneuls Hand zu küssen. Er entzieht sie sanft und die Taube des unschuldigen Kusses schwebt nieder auf die Rechte Maurices, daran der alte Ring der de la Mothes weint, könnte er weinen.

„Wie sind die Namen? Sprechen Sie, Verneuil!“

„Ich bürge für den Adel in des Kindes Herz, ich bürge...“

„Es genügt.“

„Der Adel seines Vaternamens ist gewiß, der Adel seiner Mutter ist vom Adel der Natur...“

„Und trennt sich doch von ihrem Kind?“

„Was wissen wir, wie weit der Schmerz verwandelt (und Stolz und Furcht vor Menschen, statt vor Gott). Ich bürge.“

Und wieder rühren sich drei Hände an zum Bund.

Hortense in ihrem kleinen Zimmer im Hotel hat endlich Schlaf gefunden. Sie liegt ausgestreckt, die Arme zu beiden Seiten der Gestalt, weiße Mauern längs einer Landschaft des Lebens. Auf der Stirne erlischt im Schlaf der Schmerz der Amazone, die sich des rechten Busens berauben ließ, noch unbekanntem Ziel zulieb.

... und Sie werden der Dame nicht lästig fallen, die sich in Trauer und Hoffnung zugleich befindet. Sie tun mir damit einen Dienst. Geht es Ihrem Knaben wohl? Hat sich sein Gang noch gebessert? So wird er bald seinen Kameraden nicht nachstehen und auch im Geistigen die Scheu überwinden.

Ihr Doktor Eugène Verneuil.

Diesen Brief überschreibt der Arzt mit dem Namen der Frau Tisson, Bäuerin und zugleich Verwalterin des Besitzes von Josué Verneuil, dem verstorbenen Stiefbruder Eugènes, einem Sonder-

ling, Liebhaber seltener Bücher und Feind der Menschen, mit Ausnahme seines Bruders Eugène, dem er alle Habe verschrieb. Schon zweimal gedachte Verneuil, das Vermächtnis versteigern zu lassen, das Haus zu lüften, daraus ein Asyl für die leicht im Geiste Gestörten seiner Armen zu machen. Die gesunde Lage des kleinen, schloßartigen Hauses ist ihm bewußt, Josué hat das neunzigste Jahr darin erlangt. Doch es ist sehr entlegen. Am Ende der Welt, sagte Josué Verneuil. Es bedurfte nur eines Atemzuges und er war hinweg in der andern.

„Und Sie werden die Bücher ordnen. Den Grund zu einem kleinen Katalog hat mir ein Student gelegt, der dort die Entstellung seines Gesichts nach einem Unfall verbarg und den Gram darüber bezwingen lernte. Auch wir Männer sind eitel. Er ist heute Chirurg am Hotel Dieu, erst schön wie ein Gott, dann gestürzt und zerschlagen, doch durch Christi Geburt und Tod erneuert und nun ein Diener dessen, der ihn zerschlug, geliebt von den Seinen. Wollen Sie, daß ich Sie mit ihm befreunde?“

Hortense schüttelt den Kopf. „Ich werde dem Beginn seiner Ordnung folgen und diese zu Ende führen. Sechs Monate sind eine lange Zeit.“

„Sie werden erst mit dem neuen Jahr dort beginnen. Bereiten Sie sich hier auf die Einsamkeit vor.“

„Ach, Verneuil, ich bin immer allein.“

„Sie sind nicht alleine, mein Kind, einer ist über Ihnen.“

„Er hat mich verlassen.“

Nicht so sehr wie Sie, mein Kind, Ihn verlassen haben, sagt die Betrübne Verneuil, doch seine Lippen sprechen es nicht aus.

„Gehn wir zum Essen, Hortense, meine Schwester erwartet uns dort.“

Ein stolzes Herz, denkt das alte Mädchen wieder, da sie das junge zwischen sich und dem Bruder ihr Brot brechen sieht. Sie selbst bezeichnet jeden Laib, auch den kleinsten, ehe sie ihn anschneidet, mit dem Querbaum des Kreuzes. Kaum gebrochen, zerstreut Hortense das Brot in unzähligen Krumen neben dem Teller aus dem Sèvres-Geschirr, darauf Odette so stolz ist und das sie so liebt, wie auch das wenige Silber, ihr Eigentum in der sonstigen Einfalt der Lebensweise, dazu Eugène sie beide erzog: Denn was wir brauchen, haben wir, Odette. Jene haben noch nicht einmal dies.

Sie beobachtet das Gesicht ihres Tischbesuches. Sie vergißt sich darin, bis eine fliegende Röte auf dem schönen, sonst bleichen Antlitz sie erschreckt und die Augen abwenden heißt. Wie konntest du nur, Odette? Und sie antwortet still, sich selber entschuldigend: aber ich sah nie etwas so Schönes. Diese Haut ist wie lebendiger Marmor, diese Brauen Schatten des Sichelmondes, dieses Haar, vielleicht etwas zu rostig, aber wäre eine andere Farbe denn denkbar? Dieser Saum des Kleides, glücklich den

Hals zu umschließen, er ist nur ein weißes Krägelchen, nichts weiter, doch dies ist ein Lobgesang um die bräunliche Säule des Lebens. Odette Verneuil (ihr eigener Leib ist ihr nichts, kaum daß ihr aufgefallen vor fünfzig Jahren das Erblühen ihrer Brüste und der unberührten Verwelken vor dreißig Jahren) hat den Blick ihres Bruders für das, was schön ist an Andern. Sehr schön, diese Filliol! Aber traurig. Doch nicht, denn nun lacht Hortense, da sie von Jason erzählt, der zwischen drei Paar Füßen unter dem Tisch einem Knochen frönt: „Er ist stärker als andere Hunde, schöner als andre, treuer als alle.“

„Er wird mit Ihnen gehn, Sie zu bewachen, Hortense, in Josués Bibliothek.

Fräulein Filliol hat die Freundlichkeit, sie für uns zu ordnen, Odette. Sie ist bewandert darin und die Einsamkeit schreckt sie nicht.“

„Es sind gute Bücher, Fräulein Filliol, Josué war mehr als ein Sammler“ (er, Ursache, daß Fräulein Odette „Fräulein“ gerufen wird. Ein Duell, Josués Gegner sofort tot. — Ich habe es lange vergeben, lange, Josué, wir waren beide Kinder und du ein verschlossener Mann, er hatte gar nicht über dich gelacht, Josué, er hatte gelacht, weil ich zu ihm gesagt...).

„Auch die Verwalterin ist sehr gut. Mindestens wie die Bände in dem Spiegelregal, Sie werden vergleichen können, Hortense, eine starkgewordene Chloe, Hirtin, Wittib und Mutter, Mutter besonders.

Ja, ich komme sofort, Sidonie! Meine Tasche,

Odette! und nach einer Stunde kommst du mir nach, ich fürchte, eine schwere Geburt, sie werden dich brauchen!“

„Du bist es?“

„Das bist du?“

„Hortense!“

„Germaine! Hier auf der Treppe unseres Freundes!“

„Du kommst von ihm, er ist einzig. Ich wollte zu ihm. Oh, nichts von Bedeutung! Und du? Als Besuch? Sieh an. Weißt du, ich habe dich in Marseille gesehen, wir kamen, du gingst...“

„Es ward mir zu viel!“

„Ich kann es mir denken, diese Guyons! Du lachst?“

„Ja, ich lache. Wer uns gesagt hätte, damals, auch fast im November, vor den Wagen, Madame in ihrem grünen Tuch, die arme Madame, daß wir auf der Treppe Verneuls nach vier Jahren...“

„Wie schön du bist, wie damals, doch anders!“
(Anders? Hat sie es gespürt?)

„Besuche mich, Hortense, heute Abend noch. Ja, am Abend, Maurice kommt um 6 Uhr. Wie schade! Morgen? Auch nicht? Aber am Dienstag gewiß! Versprich es!“

„Ah, ah, diese Schwestern, fanden sie sich auf meiner armseligen Stiege?“ Es ist Doktor Verneuil, der von unten herauf kommt. Leicht umschlungen ragen die jungen Frauen vor ihm, nicht mehr in den roten Kleidern Madames.

„Stehen wir hier nicht im Zug? Wer hinauf-

gehen wollte, gehe mit mir!“ Verneuil macht einen Henkel aus seinem rechten Arm, Germaines linke Hand legt sich hinein.

„Dienstag bestimmt, Hortense?“

„Bestimmt, Germaine!“

„Wie herrlich sie ist, Verneuil!“

„Sie ist schön!“ (Gott hat viele Arten von Schönheiten in der Seinen, die alle umschließt.)

Die Marquise sitzt auf ihrem Sessel in „Petit-Amour“, die Füße auf dem Schemel (man sagt, der letzte Dauphin habe darauf gespielt), ein Tuch gegen die Kälte trotz dem Kamin, daran sie sitzt, über die Knie gebreitet, nahe diesem Tuch das Haupt ihres Sohnes, aufgerichtet das Angesicht, hangend an der Bewegung ihres Mundes.

Die Marquise spricht: „Vor dem Tod zweier Kinder schweigt jeglicher Stolz. Schwiege er nicht, es wäre Sünde, mein Sohn. Was du zu tun gedenkst, tue es nur, du tust es aus Liebe. Liebe und dann gehe hin, zu tun, was du willst! Als Schild der Unschuld gebe ich den Namen de la Mothe-Hodancourt willig, und ich sage dir, daß ich Fürsprecher sein will bei deinem Vater, komme ich bald zu ihm. Ich werde sagen: Ich habe deinen Namen hingegeben für zwei Menschen, das Weib deines Sohnes und das Kind einer Unglücklichen. Zürne mir nicht, Sylvestre!“

„O meine Mutter!“

Die Marquise legt ihre Hände, von deren Fingern die edlen Ringe schon herabgleiten wollen,

Kettenglieder dieser Welt, auf die Schultern des Sohnes. Sie sagt gütig: „Gott, der um alle Gewalten weiß, die vom Manne und vom Weibe her zusammentreffen in einem Keim, unabwendlich (verstehe dies in seiner ganzen Tiefe, die an die Unterwelt rührt), verhüte ein Unglück. Was an mir ist, so wird das Gebet um Erbarmung nicht fehlen, so lange ich hier bin, und dann dort!“

„O meine Mutter!“

„Reise getrost zurück zu Germaine, mein Sohn. Die alte Frau wird das kleine Wesen in ihre Arme nehmen: Sei begrüßt, Madeleine de la Mothe!“

„Aber wird es ein Knabe?“

Die alte Dame zögert. Es geht wie ein leiser Hauch des nicht mehr allzu fernen Todes über ihre ganze Gestalt. Sie schaudert schwach.

„Ein Knabe?“

„Ja, ein Knabe!“

„Nun . . . , ich werde auch dies vor Sylvestre zu verteidigen wissen: Yves de la Mothe, Yves, hörst du, mein Sohn?“

„Ich höre!“

Und Maurice ist gegangen.

Die Marquise sitzt allein am Kamin: O mein Gott, verzeih mir! wie bin ich kleinlich, wie bin ichs, und kann nicht lassen davon. Ach, ich sprach: Sylvestre, siehe, dein Sohn! als er mich umfing, nach meinem Blut seine Tränen auf ihm, auf Maurice . . . Oh, mein Gott, laß es keinen Knaben sein, laß es keinen Knaben sein! Aber, wie Du es willst, nicht, wie ich es will für Sylvestre.

Sie beugt sich ein wenig vor, die Flammen im Kamin sind am Erlöschen. Die greise Hand legt von dem gedörrten Holz auf, Zweig um Zweig. Laß mich verzehrt werden, doch nicht erlöschen! Und die Flammen im Kamin, neu genährt, machen das novemberdunkle Zimmer der Marquise hell und heller: Sei es denn: Yves de la Mothe — wenn Du es befiehlst.

Hortense hat ein braunes Kleid an aus leichter Wolle, dazu einen kleinen Kragen aus Angorahaaren gestrickt. Das Kleid ist nicht allzu lang. „Es ist ein Straßenkleid, Germaine, du verzeihst, ich bin immer wie auf der Reise.“

„Oder auf der Flucht, Liebling. Wohin willst du jetzt wieder fliehen?“

„Diesesmal in die Öde!“

„Welche Öde?“

„Die des alten Josué Verneuil!“

„Des Bruders?“

„Desselben!“

„Aber er ist doch dahin!“

„Er schon, doch seine Lieblinge sind geblieben. Könnte einer seine Habe mit sich nehmen nach dort, du verstehst, er wäre der erste gewesen: Einen Folianten unter jedem Arm, und die Engel hinter ihm mit den übrigen Bänden: Rabelais, Molière, Voltaire, Aristophanes und die andern Alten (es sollen erste Drucke sein!). Josué Verneuil, ein Sammler. Hier bin ich, mon Dieu!“

„Hätte er sie doch mitgenommen, Josué Verneuil! Du bist zu gut für die Öde!“

„Ah bah, Bücher sind Freude und Freunde!“

„Sage das an Maurice. Glaubst du, er wolle den alten Äsop, statt meiner?“

Sie lachen auf, wie die Kinder.

„Und du gehst wirklich?“

„Ich gehe!“

„Und für wie lange?“

„Bis ich die Schätze geordnet habe. Ich versprach es Verneuil!“

„Bis Ostern?“

(Wie zudringlich Germaine ist!) „Viel länger, Germaine, es ist eine ganze Arche voll Bücher, selbst in den Bettstellen schlug er Ruhestätten für seine Lieblinge auf.“

„Er war ein Narr!“ Germaine lächelt nicht sehr erzürnt.

„Es gibt schlimmere Narren. Er sammelte für seinen Geist, andre tun dies für ihren Bauch, das scheint mir eine vergeblichere Narrheit zu sein!“

Und Germaine: „Du kommst manchmal herein nach Paris?“

(Wie sie nur immer fragt!) „Wenn es mir draußen gefällt, nicht!“

„Mir würde es nicht gefallen!“ (Aber sie ist anders, bei Gott, sie ist sehr anders. Sie wäre übrigens die einzige, die ich fürchten muß, daß sie es durchschaut.)

Hortense spielt mit dem kleinen Tuch in ihrer Hand: (Wenn sie noch weiter so fragt: wie lange?, muß ich annehmen, daß dieses Kleid schon etwas

verrät. Daß wir Frauen immer mehr sehn aneinander, als wir es voneinander wünschten, oder wäre ich heute sehr blaß?)

Germaine zeigt Hortense die Zimmer. Ihr gleichfalls braunes Kleid, es ist Seide, schwebt ein wenig hinter ihr auf dem Boden und macht sie durch seine Länge fast so groß wie Hortense in ihren niederen Schuhn (nicht zu hohe Absätze, Hortense, sagte Verneuil beiläufig, als sage er: wie die Sonne heute scheint!).

„Hier ist das Zimmer von Maurice. Dieser Tigerteppich? Er hat das Tier selber geschossen, weißt du, vor meiner Zeit. Du meinst, nicht sehr viel Bücher, doch gute? Er ist kein solcher Narr wie Josué Verneuil!“

„Hat er doch dich!“

„Wie du mich ansiehst, Hortense!“

Sie kommen in ein viertes Zimmer: „Hier essen wir Sommers!“ Ein fünftes: „Es hat noch keine Bestimmung!“ (weil es die tiefste hat). Es sind Blumenmuster auf der Tapete und kleine gemalte Vögel singen darin. Die Möbel sind leicht und ungebraucht. Die Hauptwand ist noch ohne Sinn, eine rötlich milde Wintersonne durch zarte Vorhänge vergoldet den leeren Platz.

Germaine geht rasch hindurch in das nächste Gemach: „Dies ist meine eigene Stube, Hortense!“

„So viel lebende Blumen im Winter? Wie zu einem Fest...“

„Ach, Hortense“, Germaine erblaßt (ich muß es versuchen, ich muß es ihr sagen, ich bin es ihr schuldig, ihr, meiner Freundin, und doch — mehr

schulde ich einem andern. Mutter des Herrn, die du zu Elisabeth gingst, hilf mir, es gilt die Ehre eines der Allerkleinsten, der Unschuldigen eines, und einer, die unglücklich ist, laß mich nicht erröten!).

Dennoch errödet Germaine, da sie spricht: „Dich verwundern die Blumen? Sie sind von Maurice. Mitten im Winter der Frühling? Es ist... Du bist die erste und einzige, sprich sonst nirgends davon!“ Purpurrot steht Germaine an die kleine Vitrine gelehnt.

„Endlich! O meine gute, meine liebe Germaine! Daß du es mir sagst, ohne es doch zu sagen. Wie sollte ich es verraten und wem? Ich bin einsam. Aber weiß es Verneuil?“

„Er ist unser Arzt!“

„Und wann, Germaine?“ (Nun frage ich: wann?)

„Es ist der dritte Monat!“

„Im Juni?“

„Du sagst es!“

(Wie Germaine bald weiß ist, bald rot! Wie sie jung ist! Diese Haltung des Hauptes, das vorsorglich über der Brust gekräuselte Kleid, der Gang, die versonnenen Augen — ich hätte es gleich merken können, wo hatte ich meinen Blick?)

„Wünschst du eine Tochter, Germaine?“

„Wie Gott will, Hortense, am liebsten doch einen Sohn!“

(Wegen dieses Maurice, nur wegen des Vaters, ihr selbst wäre ein Mädchen wohl recht.)

„Und zur Taufe kommst du herein!“

„Ich komme, Germaine!“

„Sieh da, Maurice. Siehst du, Maurice, hier ist Hortense!“

„Guten Tag, Fräulein Filliol. Woher so erhitzt, meine Germaine?“

(Oh, der künftige Vater. Mich wird keiner fragen, friert dich, ist dir zu warm? — Hortense muß sich beherrschen, denn plötzlich schlagen ihre Zähne zusammen.)

„O Maurice“, Germaine schlingt den Arm um die Hüfte des Mannes, „es kam durch deine Blumen, es sind ihrer zu viel, um nicht fragen zu lassen: warum?“

„Und du sagtest...?“

„Ich sagte es an Hortense!“

„Und ich antwortete: Endlich! Ich teile Ihre Freude, Marquis!“

„Teilen Sie diese, sie wird dadurch um so größer“, sagt der Marquis de la Mothe gemessen, „und die Sorge um so kleiner. Eine große Sorge, eine heilige Sorge, nicht wahr, Fräulein Filliol?“

Maurice hält Germaines Hand fest. Er blickt auf Hortense.

(Hält er mich für so erfahren, wie ich bin und doch nicht scheinen darf?)

Er drückt die kleine Hand verborgen: Mut, kleiner Vogel, dieser erste prüfende Ton ist der Anfang eines Liedes, eines Wiegenliedes. Deine Freundin muß es ja wissen, sonst niemand. Wie du geschickt bist, meine arme Germaine.

„Sie werden uns verlassen, so höre ich, Fräulein Filliol?“

(Ein schönes Mädchen, Germaine hat niemals zu viel gesagt. Zu schön wohl, als daß ein Mann den Mut fände, zu sagen: Lieben Sie mich, Hortense! Ich hätte den Mut nicht gehabt. Vielleicht aber ist sie kalt in der Liebe? Wie aus Marmor das Gesicht und die Hände. Doch diese flammenden Augen!)

Und Hortense: „Ich komme erst im Sommer zurück!“

„Zur Taufe, Maurice!“

„Nun reden wir schon von der Taufe. Ist dies nicht leichtsinnig, meine Liebe?“

„Willst du mich abergläubisch wissen?“

„Nein, gewiß nicht! Vertraue, Germaine!“

„Die Zeit wird sehr rasch hingehn, Hortense, sehr rasch. Sie werden mir schreiben, mein Kind, wenn Sie etwas bedrückt, und ich werde antworten. Und die Ordnung der Bücher nur nach Ihrem Befinden!“ und leise: „Es wird nicht schlechter werden, eher besser. Mut, Hortense Filliol!“

Der Zug setzt sich in Bewegung. Hortense geht von dem Fenster zurück, aus dem Antlitz Verneuils (wie es weiß ist, gefältelt und alt! Er wird doch noch leben, bis . . . O Gott, wenn Du bist, laß ihn am Leben bleiben.

Längst ist das Antlitz Verneuils versunken.

Hortense läßt die Scheibe des Fensters noch unten. Diese Kälte tut wohl.

Eiserne Maste des Bahnkörpers, Telegraphenstangen und Bäume schlagen langsam vorbei. Drähte schweben hinauf und hernieder, Linien für die Noten, die jeder Reisende darein zu schreiben beliebt. Hortenses Herz schreibt diese Noten, darnach die Nänie zu singen, die Nänie ohne Klang: Es geht alles vorüber, es geht alles vorüber, ich werde wiederum sein, wie ich war.

Bitterkeit quillt in ihren halbgeöffneten Mund, Leere in ihrer Brust (dies ist noch im Anfang, aber das Ende davon wird einmal kommen, wird vorüber sein, bald).

Paris versinkt an der Fahrt.

Hortense an Germaine:

Chloe, so nenne ich die Tisson, die Verwalterin all dessen, was ich hier vorgefunden habe, ist eine sehr gute Frau.

(Obacht, Hortense, daß du dich nicht verschreibst und sagst, sie nennt dich Madame, Madame den ganzen Tag.)

Fräulein, unser Huhn hat ein Ei gelegt, hier ist das Ei, ein vorzügliches Ei, außen Schnee, innen Gold. Fräulein, Sie werden es essen, von den Büchern wird niemand satt.

Dies Gespräch ist der Beginn meines Tages. Es folgt das zweite Gespräch mit Pierre, dem kleinen Tisson. Er war verkrüppelt, es scheint durch einen

Sturz (daß er es von Geburt ist, darf ich einer Hoffenden nicht schreiben, Germaine, die zarte Germaine könnte erschrecken). Doch Verneuil hat ihm geholfen. Wem hülfe er nicht, Verneuil?

Fräulein!

Ja, Pierre?

Dies Ei ist ein Ei, Fräulein Filliol?

Ja, Pierre.

Und der Tisch ist ein Tisch? Jener Baum (er blüht bald) ist ein Kirschbaum.

Ein Birnbaum, Pierre.

Nein, ein Kirschbaum, ich sah ihn schon blühen.

Nun denn, eine Kirsche.

Alles hat Gott gemacht, Fräulein Filliol?

Gewiß, Pierre.

Auch den Schreiner, der diesen Tisch machte, aber der Baum ist besser als dieser Tisch.

Der kleine Tisson findet kein Ende mit Fragen.

Woraus machte Gott dies, Fräulein Filliol?

Ich meine, was nahm er dazu?

Seinen Willen, er sprach: ich will, und es war.

Und kein Schweiß, kein Seufzer? Meine Mutter pflügt und sie seufzt.

Ich glaube nicht, Pierre.

Aber die Menschen, Fräulein Filliol?

Aus Erde und Hauch.

Und die heilige Jungfrau?

Diese, Pierre...?

Nicht Erde, Fräulein, dazu nahm Gott etwas ganz Feines. Und flüsternd: Honig, Fräulein Filliol.

Es ist das Schönste, was Pierre Tisson kennt, es gibt keinen solchen hier, er hat ihn einst von Doktor Verneuil erhalten. Besorge mir doch davon, oder lasse ihn besorgen. Dies Kind ist reich an Geist und beträchtlich an Fragen, deren einige mich fast verwirren könnten, so seltsam sind sie gestellt. Ermüdet dich nicht Hortense?

Es ist Frühling. Die Saaltür nach dem Garten und der kleinen Meierei der Tissons steht offen. Hortense, über den Katalog gebeugt, notiert eben die erste Ausgabe von Abaelard und Heloïse. Der kleine Tisson auf einem Stapel starker Folianten als Stuhl, schon mit nackten Füßen (wir müssen sparen, Madame) und diese in das Fell Jasons gestellt, hebt die Augen von den bemalten Bildern in einem uralten Kräuter- und Rezeptbuch (man nehme ein Quentlein Krebsäugelchen, zerstampfe selbige in einem silbernen Mörser, dörre es an der Sonne im Maien, gebs ein oder blas es mit einer Gansspule in die Nüstern, ist gut gegen die Hitzn und andres Gebrest...): „Madame!“

„Ja, Pierre?“

Der kleine Philosoph dieser ländlichen Abgeschlossenheit stützt den Arm auf das Buch und den Kopf in die Hand. „Darf ich etwas fragen, Madame?“

„Frage nur, Pierre.“

„Wer“, das Kind ist sichtlich bewegt durch den Zweifel des Herzens, „wer ist böser: Herodes, Sie wissen, der König, oder der Judas?“

„Du meinst den Verräter?“

„Eben diesen, Madame.“

„Du denkst, jener erschlug die Kinder?“

„Erschlug sie, aber Ihn traf er nicht.“

„Das ist wahr, Pierre.“

„Er traf Ihn nicht, wegen dem Engel.“ (Schenken Sie mir das Kind, Hortense... o Gott, gibt es heute noch Engel? Es gibt sie.) „Denn der Engel sagte: Josef, flieh und nimm das Kind mit dir!“

„So ist es, er entwich.“

„Also konnte Herodes nicht böse werden, so böse, wie er gewollt.“

„Das ist wahr, Pierre.“

„Warum“, des Kindes Stimme ist drohend und traurig zugleich, hadernd mit den unsichtbaren Gesetzen (Liebe hat kein Gesetz) des Unendlichen, „warum kam kein Engel und sprach: Flieh vor Judas!? Sicher wäre er nicht so böse geworden, Madame, und verworfen bis in die Hölle hinein. Warum kam kein Engel?“

„Pierre, kleiner Pierre, Gott wollte ja leiden, er wird wissen, wozu dies, er wird...“

„Hu, hu, hallo, hallo...“ Pierre stürmt davon, mit Jason zugleich, denn Chloe Tissons Trutzhühner sind in den Garten der Bibliothek geraten, wo sie gestern Salat gepflanzt hat. „Blumen sind gut, aber machen sie Ihnen rote Wangen, Madame? Nein, das machen sie nicht.“

Dieses schwere Gespräch mit Pierre schreibt Hortense, Madame, wie die gute Chloe sagt, weder an Germaine, diese Hoffende zu unterhalten, noch an Verneuil. (Nimm das Kind an dich und flieh!

Bin denn ich Herodes, bin ichs? Oh, wie ich leide!)

In der Nacht nach diesem Tage (die alten, meist wieder wildgewordenen Apfelbäume um das kleine, schloßartige Gebäude sind wie große, bläuliche Wolken im Vollmond, der in Frau Tissons Salatbeete tritt, ohne sie zu zerstören) empfängt die Wand von Hortenses Leib lauter und lauter ein anderes Klopfen als das ihres stolzen Herzens. Sie erkennt, daß es dasselbe Klopfen ist, das sie schon länger verspürt und mißachtet hat, nun läßt es sich nicht mehr mißachten. Wie ein kleiner Knöchel, pochend an die verschlossene Tür ihres Zimmers, ist es für sie zu vernehmen. Sie zieht die Decke über sich, der Mond und die Apfelbäume in dem vorhanglosen Fenster erschrecken sie in ihrer stummen Zeugenschaft. Doch unter der Decke wird ihr noch bänger, Schweiß überirrt sie und so taucht sie wieder hervor, ein Wasserweiß am Gestade der Angst. Henri kreuzt vorüber auf Meeren, wo es so kühl ist in sanften Brisen, so leicht, so frei. (Wie sagte doch der kleine Pierre: bis in die Hölle hinein? ... Nicht ich, er, er! Daß er mich so verließ!) Und Hortenses schöner Mund erstarrt an einem Fluch.

Draußen löst der Mond die ersten weißen Blätter vom Ast, das Herz der Blüten ist bestäubt, die Frucht reift.

Doktor Verneuil an Hortense:

Sie werden einige Narben behalten, mein Kind,

ich sage dies, damit Sie alles wissen. Diese Narben, Narben der Mutigen, empfangen nicht auf der Flucht, sondern angesichts des Feindes, wie die Alten zu unterscheiden pflegten, werden einem künftigen Gatten verraten, was er von Ihnen zuvor erfahren muß. Sie sprechen: ich will mich niemals vermählen. Sagen Sie dieses nicht, Hortense. Hinter unsern Vorsätzen steht das Geschick. Es tritt durch jene hindurch. Sie sagen, daß Sie ihm fluchen. Tun Sie das nicht, meine Liebe, es ist Gift für das kleine Geschöpf. Wollen Sie es mir, da Sie noch immer gewillt sind, es von sich zu lassen (denkt er an eine Wandlung? oh, er kennt mich nicht!), krank hingeben an seiner Seele von diesem unbesonnenen Fluch? Sie sagen, Sie sind einsam, in Ihren Gefühlen einsam. Erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern: es ist dies das Geschick jedes Weibes, das vom Manne empfang, mag dieser es verlassen haben, oder bei ihm sein. Vor dem Reich einer Mutter stockt jeder, auch der liebende Mann erstarrt, er wendet sich ab, es ist nicht aus Grauen, es ist aus der Armut. Denn es bleibt Geschick und Wille des anderen Reiches, daß die Mutter mit dem Werdenden verlassen sei, allein auf der Insel ihres Reichtums, auf daß sie sich auf diesen besinne (oh, daß sie sich besänne!). Doch genug heute. Sagen Sie getrost: er ist ein Magister, dieser Verneuil, er peinigt mich. Aber glauben Sie an seine unwandelbare Zuneigung, wie denn immer Sie sich unterscheiden werden, Hortense Filliol.

Ihr Eugène Verneuil.

Aber in Hortense, wie schwerfällig auch ihre Gestalt hinwandelt unter den grünen Apfelbäumen, die gelbgesprenkelte Haut des Gesichts barmherzig von einem großen Sonnenhut verschattet, hat sich nichts geändert an dem Vorsatz, gefaßt damals nach der Reise von Marseille in dem alten Sessel des Arztes. Keine zärtliche Zwiesprache hält sie mit dem Kinde in sich. Es bäumt sich auf, es verlangt: Sage etwas zu mir, nur ein Wort, ein einziges, gutes! In Hortense ist dieses Wort nicht. Nur der Gedanke: was denn will es, da ich es doch niemals gewollt?

Sie geht weiter zu den Salatbeeten hin, darin die gute Chloe Tisson kniet, Unkraut zu jäten.

„Es wird ein Knabe, Madame.“

„So, meinen Sie?“

„Diese Flecken, Madame, diese Erhöhung! ein Knabe, und sie ist spitz; ein Mädchen: Frauen machen sich breit. Daß der Herr Gemahl das nicht mehr erlebte! Ein Sohn für den Herrn Gemahl. Ach, Tisson, er erlebte Pierre auch nicht, er ging uns voraus.“

Germaine an Hortense:

Diese letzte Zeit ist die längste.

Ich gehe durch alle Zimmer hindurch, unruhig und doch geduldig. Wenn ich von Petit-Amour einst zurück sein werde, steht ein kleines Bett an der Wand vor den Ranken und den singenden Vögeln. Daß man nie weiß, wie es aussehen wird, das Verborgene! Ist es nicht wie ein Sinnbild des

künftigen Lebens? Man erhofft es sich so oder so, wie man sich selbst weiß. Frédéric, der Diener Verneuil, sagte jüngst: Ich hoffe doch, meine Pferde im Himmel zu finden und das Putzzeug und die Peitsche, und die Karosse, die alte, wenn Doktor Verneuil sie schon zu entbehren vermag. Dies wäre Frédéric's Paradies. Jeder hat das, was ihm gleich ist, in seiner Sehnsucht. Sichtbar geworden, wird es uns recht sein, wie es dann ist. Oh, daß ich es bald sehe! Wie es ist, wird es schön sein, klein sein, gut sein und meiner Liebe bedürfen. Ich habe bald alles bereit. O diese kleinen Hemden, diese Tücher der Notdurft! Wir sind groß geworden, waren wir wirklich so klein? Meine liebe Hortense, du zwischen deinen Büchern, Josué's Büchern, vergiß nicht teilzunehmen an der sehnsüchtigen Freude

Germanes.

Hortense, angelehnt an die Regale (der Spötter Voltaire schaut in 16 Bänden über das einst so schöne, nun entstellte Gesicht), spricht zu Frau Tisson: „Haben Sie noch die Dinge Pierres, ich meine die ersten?“

„Ja, Madame, ja! Welche Frau bewahrte diese nicht! Aber was wollen Sie damit, Madame?“ Sie erschrickt, die gute Tisson. „Ihr Kind in das Zeug eines Bauern?“

„Es genügt für einen Tag, Frau Tisson. Es wird dann zu meinen Verwandten gebracht werden, denn mir ist deutlich, ich sterbe.“

„Madame, liebe Dame, Sie werden nicht sterben.

An diesem stürbe ein Mann, niemals eine Frau. Und wird nicht Doktor Verneuil kommen? Er wird! Dieser läßt nicht geschehen, daß Ihnen ein Haar gekrümmt werde, Madame. Lieber stirbt er für unsereins. Wieviel Tode hat er nicht schon überwunden. Wissen Sie dieses nicht? Nein? So wissen Sie nichts.“

„Ich muß nach Hortense sehen, Odette. Diese Bücher! Sie nimmt es zu ernst. Seit acht Tagen nicht eine Zeile.“

„Soll nicht ich, Eugène? Du bist so ermattet diese letzte Zeit.“

„Gerade darum! Die Landluft, die gute Tisson, es wird mich erquicken. Es ist nur bis zum 30., nicht länger, Odette.“

„Nicht länger, Eugène! Denn sie warten auf dich, sie warten alle, die Kranken, und die de la Mothes warten auch.“

Pierre, der kleine Pierre Tisson liegt auf seinem Strohbettchen. Unter dem harten Kissen seines kleinen Kopfes (er hat kurzgeschnittenes Haar, es wären die schönsten Locken, wäre es lang, doch die Tisson fragt nichts nach Locken) schaut das Buch hervor, das Madame ihm kürzlich geschenkt hat (Madame, sie muß sehr krank sein, obgleich sie auch heute umherging). So streut man dem jungen Falken Zuckerbrot hin, ihn hinabzuzwingen aus den Himmeln, wo er schon zu frühe

dem Kranich Gott nachstößt, ihn zu erbeuten. Dies Zuckerbrot für Pierre ist ein Band alter Märchen, den Hortense für den kleinen Gefährten kommen ließ nebst dem Honig. Germaine hat noch beides besorgt, trotz ihrem Zustand. Die gute Germaine, gestern fuhr sie nach Petit-Amour. Wie seltsam doch diese Gleichheit der Stunde!

Pierre träumt tags über dem Buch, nachts wacht er im Traum in den Landschaften dieser Legenden. Es ist da eine Geschichte: Hast du die goldene Tür geöffnet? Sage es mir. Nein, Mère Marie, ich habe sie nicht geöffnet. Und jene geht hinweg und nimmt mit sich das Kind der Verstockten. Und abermals: Hast du die Türe geöffnet? Nein, ich habe nicht! Und die leugnende Königin ist wieder stumm wie zuvor. Und nun, nun da sie an den Pfahl gebunden steht, sind ihr die Lippen noch einmal gelöst, schreiend: ich sterbe, ich sterbe! Der kleine Tisson erwacht an dem Schrei seines Traums.

„Ich sterbe, ich sterbe!“ Furchtbar sind die Schreie im Garten.

Der Mond ist so hell. Pierre greift zum Lager der Mutter neben dem seinen, es ist leer, sie ist nicht da. Ah, ah, sie ist bei Madame drüben im Schloßchen. Zitternd liegt Pierre und sagt unaufhörlich zur Nacht sein kleines Abendgebet.

„Ich sterbe, ich sterbe!“ Immer wieder derselbe Ruf. Für das kurze Lächeln der Liebe solches zu leiden!

„Ich sterbe, ich sterbe“, schreit Hortense, sie ist

ein Wild im Dickicht ihres Lagers, geflohn und doch alle Pfeile der Jäger in sich und niemand ist da, der einen entfernt: „Ich sterbe, ich sterbe!“

„Mut, Frau Tisson, Mut.“

„Oh, es ist schrecklich, Monsieur le Docteur, es ist nicht mehr zu ertragen. Es ist... Warum müssen wir so leiden, Monsieur? Es ist wohl, daß Gott nie geboren hat, er verzeihe mir, und die allerseeligste Jungfrau gebar ohne Not. Wen anrufen, der dieses versteht?“

„Rufen Sie Sainte Elisabeth an, Frau Tisson.“ Frau Tisson tuts unter Tränen. Und wieder das Klagegeschrei der kreißenden Erde...

„Mut, Hortense, Mut! Wer so rufen kann, dem ist das Leben sehr nahe. O mein Kind, noch ein wenig Kraft, wir verlassen Sie nicht, niemand verläßt Sie.“

„Oh, Du mein Gott!“ Und schreiend: „Also Du hast mich verlassen!“

Ein langer, entsetzlicher Ruf, spiralengleich in das Ebenholz des nächtlichen Himmels draußen über dem Garten getrieben, nun verdoppelt durch einen andern, einen befreiten, und beide sinken miteinander herab.

„Sie stirbt!“

„Sie stirbt nicht, Frau Tisson. Nehmen Sie den Knaben fort, ehe daß sie erwacht.“

Der kleine Pierre Tisson in seinem Strohbettchen ruht. Es war stille geworden: „Engel Gottes, behütet mich...“ und er schläft.

„Mein Kind, es ist vorbei, wie fühlen Sie sich? Es lebt. O ja, Sie wollen es sehen? Frau Tisson,

bringen Sie... Doch nicht? Wie Sie wollen, Hortense. — Sie ist noch zu schwach, Frau Tisson. — Nein, kein Mädchen. Es sei gut, auf daß es einst nicht leide, wie Sie? Sie denken sehr weit voraus! Ein Knabe. Sie wollten, er wäre tot? Mit seinem Vater? Armes Kind.“

„O Verneuil, wem gilt dies? Mir, ihm?“

„Der Welt! Schlafen Sie jetzt, Hortense. Es wird alles, alles gut, und Sie sind, was Sie waren.“

Und geht und nimmt mit sich das Kind der Verstockten. Und weint.

Man will in Petit-Amour um den Mittag des 28. Juni — Sonne stand auf allen Wegen, der Zeiger der alten Sonnenuhr lag auf II — einen Schrei gehört haben. Schrei des Todes oder des Lebens? wer unterscheidet?

„Ein Knabe, Germaine.“

Germaine, aufgestanden von dem Ruhebett, wo sie zitternd gelegen, tritt zwei Schritte gegen den Greis (wie er doch weiß ist, wie aus dem Grabe!). Wie aus dem Grabe hält er ein Bündel. Tücher fallen. Nun das Rot des süßesten Lebens, in eine bäurische Windel gehüllt.

Germaine de la Mothe schreit auf. So schreit die verzückte Seele im Anblick Gottes. Und der geblendete Leib fällt zurück in die Arme des Gatten, der ihn empfängt, aufhebt, trägt, bettet.

„O Verneuil, es war zu viel. Kann Freude töten?“

„Sie kann, Marquis, doch hier hat sie es nicht getan.“

„Ein schöner Knabe, ein wie edles Gesicht!“ Maurice de la Mothe steht ergriffen. „Aber wie? Sie gab es wirklich, ließ es zu, ließ es uns?“

„Sie weiß nichts, wie auch Sie nichts wissen.“

„Fragen wäre hier Sünde. Dank ist das einzige, was ich habe, helfen Sie mir danken, Verneuil, Ihnen, Gott. Sie sehen mich sehr verwirrt, aber das Kind ist schön und Sie haben es zu uns getragen.“

„Bist du zu dir gekommen, mein Liebling? Nicht weinen, jetzt nie mehr weinen! Sieh ihn erst an, nimm ihn zu dir, Germaine, an dein liebes Herz, das inbrünstige. Nimm, er ist dein, Gott wollte, daß du ihn habest, ihn: Yves de la Mothe-Hodancourt.“

„Madame, hier diese Bank. Hole das Tuch, Pierre, im Schlafzimmer der Dame. So ist es recht... Und er sagte zu mir: Sie werden sie richtig versorgen. Habe ich nicht schon zwei Kühlein gehabt, Monsieur le Docteur, und hat jedes mehrmals gekalbt? Und wie fühlen Sie sich? Pierre, den Sonnenschirm! Und ein Brief kam für Madame, ja, von den Briefen mit der Krone darauf. Pierre, hole den Brief.“

Frau Tisson reicht aus ihrem Haar dienstbeflissen eine abgegriffene Nadel, die glänzt in der Sonne, Hortense will die gute Chloe nicht krän-

ken, sie öffnet den Brief damit, Frau Tisson strahlt vor Glück.

„Ich lese dann später, Frau Tisson.“

„Und rufen, wenn Sie etwas brauchen. Ja, Madame, eben noch „ich sterbe“ und nun schon auf den Füßen und hier im Schatten der Bäume. Sie denken sich nicht, was ich Angst hatte... Nur noch die Schmerzen hier in der Brust? Das ist von der Milch.“

Diese Milch... überschwenglich ruft sie nach saugenden Lippen, für die sie erstand, und versiegt schmerzhaft an ihrer vergeblichen Süßigkeit.

Hortense liest unter den Bäumen:

... und sie sagen, es sei ein sehr schöner Knabe, ich selbst bin ja noch wie zerbrochen vor Glück. Verneuil brachte mir heute die Amme. (Und ich: beide Brüste wie Steine vom Saft und niemand, der mich befreit!) So gedeiht Yves. Viele sagen, er gleiche Maurice. Ich meinte gestern, da das Morgenlicht seine kleine Stirne traf, und er, erwachend, mich ansah: er hat die Augen Verneuils, wunderschöne blaue Augen, Blumen, zu Füßen Gottes gepflückt. Ich werde dir überschwenglich erscheinen, später wirst du es auch erlernt haben, durch Tränen und Blut: Es ist nichts Größeres als das Glück um ein Kind. Germaine.

„Und werden sein Pate sein?“

„Ich kann nicht, Marquise.“

„Sie können nicht? Gerade Sie, der es (oh, Gott hat Engel ohne Flügel) zu uns gebracht hat?“

„Eben darum, Marquise.“

„Und Sie haben es errettet vom Tode...“

„Nicht ich, Sie, Germaine und Maurice, Ihr Vater Blaise d'Armand, und die ehrwürdige Marquise, endlich das Gebot dessen, der sagt: Wer ein solches aufnimmt, nimmt mich auf.“

„Wie Sie sprechen, Verneuil! Darum eben bewahren Sie seine Seele!“

„Ich werde bald sterben, Germaine.“

„Nicht so, Verneuil...“

Verneuils Kinn sinkt gegen die eingefallene Brust.

„Sie haben genickt, Verneuil, Sie haben genickt!“

Die blühende Germaine ist dicht an den Arzt herantreten. Die Stille und die sommerliche Luft des Friedens von Petit-Amour haben die junge Mutter hergestellt zum Staunen der Dienerschaft, wie durch ein Wunder.

„Sie haben genickt, Verneuil, Sie sind Pate. Sieh deinen Herrn Paten an, Yves! Sehn Sie, wie er lächelt!“

Fürwahr, es sind Verneuils Augen, aufgetan zu den Augen Verneuils.

„Gut, Germaine, wenn Sie es wünschen.“

Germaine spürt die leise Wolke über der Antwort des Greises. Ihr klares Herz erfaßt es anders, als es gemeint. Sie spricht: „Es ist nicht deshalb...“ und stockt, dann fährt sie fort: „Gilt

nicht der Adel des Herzens mehr als der Adel des Namens, Verneuil? Ihm unterstellen wir unser Kind.“

Nun ist Verneuils Antlitz ganz hell: „Es sei denn, Germaine.“

„Hortense aber will nicht kommen, Verneuil! Oh, über Ihren Bruder und seine entsetzlichen Bücher!“

Maurice beugt sich zu seiner Frau und sagt leise: „Mag es nicht Scheu sein vor dem Kind einer andern? Zu viel Liebe sehen verdunkelt!“

„Und das sagt mir der gleiche Mann, der einmal geredet: Liebe sehen erhellt?“

Aber Maurice ist fünf Jahre älter geworden. Er spricht: „Als wir unfruchtbar waren wie der Feigenbaum, meine Germaine, hätte uns nicht das Licht des blühenden Zweiges verdüstert?“

„Du hast recht, lieber Maurice! Wie immer, mein Freund!“

Es ist in der Kirche La Madeleine.

„Yves de la Mothe-Hodancourt, was wünschst du von der Kirche Gottes?“

„Den Glauben!“

„Der Glaube aber, was gibt er dir?“

„Das ewige Leben“, antwortet der Greis Verneuil für das schlafende Kind.

„Nun denn, wenn du zum ewigen Leben eingehn willst, halte die Gebote!“

(Du sollst nicht töten, noch töten lassen, denn geschieht es, so kommt die Schuld über dich. Ist

es nicht so, dies Gebot? Herr, ist es nicht eins jener Gebote, deren Zahl klein ist, deren Sinn aber alles bedeutet, Aufstieg und Untergang dieser Welt?)

„Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Gemüt...“

„Sieht er nicht aus wie Simeon“, flüstert die alte Marquise dem jungen Vater zu im Schatten des Pfeilers.

„Ein Heiliger, meine Mutter!“

„Und den Nächsten, wie dich selbst...“

(Den Nächsten wie dich selber? O Hortense Filliol, o Germaine d'Armand, o Yves de la Mothe, das Kind...)

„Gehe fort von ihm, unheiliger Geist, mach Platz dem Heiligen Geiste, dem Beistand...“

(Und wie ich sie ansah, erblickte ich ihn, der schön ist und stolz und dennoch verdammt, er wohnte in ihr und sah durch die Fenster der Augen... ich aber halte die Frucht ihres Schoßes im Arm...)

„Nimm an das Zeichen des Kreuzes...“

(Das tut gut, das tut sehr gut.) Die erschlaffenden Arme Verneuls werden wiederum stark, die zitternden ruhig.

Yves, das Kind, an dem Zittern erwacht, taucht aus dem Schlaf empor. Es gähnt herzlich. Alle lächeln.

„Nimm hin das Salz der Weisheit...“

(Ich bin ein Tor, vor Dir, o Gott, ich ahne, daß

ich es bin. Das Salz der Weisheit ist dumm geworden in meiner Seele...)

„Es sei dir Verheißung zum ewigen Leben. Erleuchte ihn gnädig mit dem Licht Deiner Einsicht, gib ihm ein wahres Wissen...“

Es gilt alles dem kleinen Yves, der um sich schaut ohne zu weinen, aber der Pate nimmt es auf, der Verstand für den Unverstand.

„Nimm hin das brennende Licht...“

Verneuil hält die Kerze, sie steht ohne Bewegung.

In diesem Augenblick ist es allen in La Madeleine, die Taufkerze sei zur Sterbekerze geworden, gleich danach aber, dieser Pate stehe selber in Flammen, man weiß nur nicht woher.

Es ist vorüber. Verneuil gibt den Täufling der Amme. In seinen Augen sind Tränen (nicht die Tränen, die man erwartet), da er seine Stirn aufhebt von der Stirne des Knaben. Der Schatten großer Erschöpfung ist über dem ganzen Gesicht.

„Er ist schwer, Verneuil, Yves?“

„Schwer vom Leben, Marquis.“ Und, ein wenig heiser, wie ein Echo des Priesters: „Und er wird leben in Ewigkeit!“

Maurice de la Mothe beugt sich und küßt eine zitternde Hand, ehe sich dieselbe seinem Mund zu entziehen vermocht.

Yves de la Mothe schreit jetzt erquicklich auf den Armen seiner Bretonin. Der erste Wagen der Taufleute fährt mit ihm heim zu Germaine.

„O mein Kind, o meine Freude, mein Herz,

gebadet in der Gnade des allmächtigen Gottes, hab ich dich wieder!“

Es sind die letzten Bände der Sammlung Josué Verneuil, vergilbte Broschüren von unterschiedlichem Werte, die Hortense in ihre Liste einträgt. Die in den Garten herausgesenkten Jalousien (sie sind nicht mehr ganz dicht) halten die Mittags-sonne von dem nun geordneten Bibliothekszimmer ab. Eine Fliege summt träge. Der Duft von Staub liegt über dem Scheitel der Schreibenden, und wo durch einen Riß in den brüchigen Leinwand-dächern die Sonne hereinkommt, bildet sich eine schräge, sehr dichte Säule farbloser Atome, auch jetzt auf dem alten, schweren Tisch, wo Hortense schreibt, ohne daß dieser Querbalken aus Staub und Licht den Behälter einer roten Rose (jeden Tag eine frische Rose für Madame, sagt Pierre) umzustoßen vermag.

Hortense blickt über das, was sie schreibt, hinweg. Die Fliege summt nun über ihr mit einer zweiten. Die hat Gesellschaft gefunden. Oh, oh, wie es hier einsam ist, und du, du hast es verschuldet! Ohne dich wäre ich weniger einsam. Ohne dich? Ach, es ist ja nicht mehr da. Unter dem Herzen ist Leere wie Stille und die kleine Brust drückt hart an den Tisch. Wohin mag es Verneuil gebracht haben? Sie spürt, daß es nicht tot ist, daß es irgendwo lebt, doch wo?

„Aber Verneuil darf nichts von unserem Bünd-

nis erfahren, d'Armand. Er mißversteht diesen Einsamkeitswillen Hortenses.“ Germaine streicht ihrem Vater das ein wenig dünner gewordene Haar bald zu, bald aus den Schläfen. „Er, der von jeher unbeweibt lebt, vergift, daß es etwas anderes gibt als immer nur Kranke und Bücher oder Gebet, für Mädchen, wie einst wir, Hortense und ich, sie noch heute. Wenn du wüßtest, um wieviel schöner sie ist, als wie David Filliol starb. Du bedenkst ihre Armut? Sie ist vorüber, dies ist mir deutlich geworden; denn ihr Verstand hat ihr geholfen, ihre Geschicklichkeit hat sich erhöht. Was bin ich gegen sie?“

„Meine liebe Tochter, Weib des Maurice, Mutter des Yves!“ Blaise d'Armand, dem kleinen Fremdling, dem Sohn seiner Tochter, verfallen vom ersten Augenblick an, da er ihn auf den unschuldig flehenden Armen Germaines gesehen (er war lange, sehr lange auf Reisen; daß Germaine unglücklich war, Julies Tochter leidend, dann hoffend auf die Hoffnung einer anderen Frau, einer Gefallenen, das trieb ihn von Stätte zu Stätte), schaut in Germaines feuchtglänzende Augen.

„O d'Armand, bin ich nicht glücklich, so glücklich? Soll Hortense ganz fern davon sein? Soll sie? Hilf mir sie nach Paris ziehn, du kannst es. Mitglied der Bibliothèque Nationale, wie klug ihr Männer doch seid... Und dann, bedenke, Hortense hat Yves noch nicht gesehen!“

Yves noch nicht gesehen! Dies gibt den Aus-

schlag für Blaise d'Armand. Yves muß einer gesehen haben.

Den Finger mit dem Siegelring der d'Armands Yves' kleiner rosiger Faust sanft entziehend (wie schwer es den beiden fällt sich zu trennen) geht er, sprechend: „Ich werde versuchen zu tun, was die Marquise befiehlt!“

„O d'Armand, Vater!“ Germaine läuft zur Tür und umklammert den Vater, er berührt ihre kindlichen Lippen im Kuß eines dankbaren Herzens: „Gib ihn weiter an Yves!“ Germaine tut es: „O mein Kind, mein kleiner Knabe! Daß er mich bekam, mein Vater, nur eine Tochter, und nicht auch einen Sohn!“

Sie sagt sich, ihr wachsender Schmerz gelte Pierre Tisson, dem kleinen Pierre, dem Fragezeichen, dem einzigen Kind, das ihr nahe getreten, seit ihre eigene Kindschaft sie verließ, und das nun nicht mehr ist.

Dienstbeflissen, einen nestentfallenen Finken zurückzubringen, Trost für das schmerzliche Klagegeschrei einer Vogelmutter, stieg er, der die Leiter der Engel in seinen Gedanken so oft hinangeglitten (und wußte es nie), auf den Apfelbaum (jenen, Madame saß einst darunter, langsam genesend), reichte das kleine Geschöpf in den Raum seines Lebens, noch eben, und fiel in das Speerholz des Zauns. Das Wort „lieber Vogel“ im

Munde, wie jener Knabe die Hostie Gottes (er verschlang sie, da Tod ihn verschlang).

O Pierre, Pierre Tisson!

Scherben des sommerlichen Vesperhimmels als Augen unter der schneeweißen, schweißbeschlagenen Stirn, wird er aufgefunden. Dieses Kindes Tod hat keinen Schrei gehabt.

Keinen Schrei hat Frau Tisson, da Hortense spricht, schwankend in die Küche der Meierei tretend, wo die Gute eben ein Huhn rupft. „Kommen Sie!“

„Gleich, Madame, gleich, nur noch hier diese Federn...“

„Kommen Sie... es ist Pierre...“

„Muß er schon wieder was fragen?“

„Pierre fragt nicht mehr... Er weiß alles...“

Mit dem Leichnam des Sohnes auf dem Schoße sitzt die Mutter noch unter dem Apfelbaum, das Haupt starr an den Stamm gepreßt, die Augen aus sich gerichtet, um in sich zu sehn: Hier habe ich ihn getragen, und er ging fort, er verließ mich.

Hortense steht vor dem ländlichen Bilde einer Pietà, einer lebendigen, einfältig dargestellt und wie gröblich: Eine Bäuerin, Federn noch an der Schürze, einen Bauernjungen, ein wenig verkrüppelt, schräg vor dem Schoß. Vögel, schreiend vor Freude über ihre Vereinigung, zu Häupten unendlicher Trauer.

Und plötzlich Frau Tisson (dieser Schmerz übersprang den Abgrund der Tränen und fällt

nieder in Lächeln wie in Thymian): „Ich werde ihn wiedersehn, er wird mir entgegenkommen, und wie schön er auch sein wird, verändert vom Himmel, ich erkenne ihn doch! Nicht wahr, Pierre?“

Das tote Kind ist ohne Bewegung.

Aber Frau Tisson, stammelnd: „Pierre hat ,ja‘ gesprochen, Madame. Hörten Sie’s nicht, Madame? Sahen Sie es? ,Ja‘ hat mein Pierre genickt, Sie sahen es, Madame: Wir werden uns wiedersehn und uns erkennen!“

Und trägt den kleinen, im Tode gestreckten Körper nach ihrem Hause, rechts sein Haupt, links seine nackten Füße hinausragend von ihren Armen, Elfenbein zum Querbalken, Ebenholz zum Stamm, ein Kreuz hinwandelnd zum Kreuze. Wäscht Pierre, bettet ihn schön, kniet, betet und rupft das Huhn für Madame.

Hortense aber schreibt an Verneuil: Pierre ist gegangen. Und sagt sich: würde ich Pierre Tisson begegnen, dort, ich wollte ihn wohl erkennen, diesen Knaben. Aber einen, den andern — wo ist er? Pierre, kleiner Pierre, Pierre Tisson, würdest du mir helfen? denn ach, ich erkannte ihn nicht.

Es kommt keine Antwort vorüber ihrer hochgezogenen Stirn.

Verneuil hat Odette mit der Mutter des blöden Mädchens zur Bahn geschickt, daß sich das arme Landweib nicht abermals verirre in diesem grausamen Paris (so wild, so voll, oh, es muß bald

untergehen, Monsieur le Docteur . . . Getrost, Frau Mercier, getrost, solange Blanche, Ihre kleine Blanche, darin ist, geht Paris nicht unter).

Nun sitzt er einsam an seinem Tisch. Blanche aber hat Odettes Platz inne, von einem alten anatomischen Werk über die Tischkante erhoben. Dennoch ist Verneuil allein. Wie immer, wenn er allein speist, genießt er nur einige Brocken Brotes und schiebt, was Sidonie für ihn gebracht, seinem kleinen, armseligen Gast hin.

„IB, Blanche!“ Er redet mehr mit den Augen als mit den Lippen. Noch ist ihm nicht deutlich, ob das kranke Kind hört, ohne zu verstehen, oder ob auch zu all dem übrigen Blanchés Ohren verschlossen sind.

„IB, mein Kind!“ Verneuil macht die Bewegung eines Vogels, zieht den Kopf ein wenig ein, dann wieder hervor und bewegt die alten Arme, als wolle er fliegen: „Eine Taube, mein Kind, eine gut gebratene kleine Taube, laß sie dir schmecken!“

Blanche lächelt, es ist ein schreckliches Lächeln der schielenden Augen, der vom Schweigen aufgeschwollenen Lippen, der niedrigen Stirn unter dem borstengleich starrenden Haar.

Verneuil legt seine Hand darauf: „Kleiner Igel Gottes, mein gutes Kind, da, dies ist ein Apfel, nimm ihn. Nein? Nun, dann werde ich ihn dir schälen.“

„Mutter“, sagt Blanche, die eine süße Wärme in ihren Haaren spürt, und schließt inbrünstig beide häßlichen Augen.

(Also das kann sie sagen, das erkennen? Sie ist sehr klug, die arme kleine Blanche. Es genügt dies vollkommen für den Heimgang zu Gott, der nicht weit ist. Warum sie quälen, warum? Mutter des Herrn, du wirst sie aufnehmen: Was kannst du, was weißt du, mein Kind? — Mutter! — Oh, oh, also kennst du die Liebe? So komm tiefer in sie, ganz tief. Lehne dich an jenen, unsern Jüngsten, er hieß Pierre Tisson, Gott wird euch vermählen, die Liebe die Liebenden, kommt tiefer in Ihn!)

Blanche ißt ihren Apfel. Verneuil sieht ihr zu. Dabei ist er sehr fern diesem Kind, seine eigene letzte kurze Strecke bedenkend. Die Nähe der Gnade trifft ihn wie oft, und, wie immer die letzte Zeit, schmerzt ihn ihr Strahl, statt zu heilen. (Zürnst Du mir? So ziehe mich in Dein Gericht, daß ich büße, was ich nicht weiß, ziehe mich in Dein Gericht!)

„Was weinst du jetzt, Blanche?“

Das blöde Mädchen, den halb zerkauten Apfel im Mund, weint.

„Ist er bitter, der Apfel (wie der der Erkenntnis)? Du Armes, ist er bitter?“

Es gibt Menschen, die riechen den Tod, der dem Anderen nachspürt, und Menschen, die schmecken die Gegenwart Gottes im Ruhn eines Veilchenbeetes im Abend zur Neige des März, und andere wieder wittern Gefahr von oben, Unwillen Gottes über einen der Ihren. Zu diesen gehört die kleine Mercier.

Blanche weint, erhebt sich, kommt um den

Tisch herum auf eine Art, die man nennt: mit der Kirche ums Dorf, und fällt gegen die Brust Eugène Verneuls, wie um sie zu schützen mit dem kleinen, vom gehemmten Wachstum verfetteten Rücken.

„Du bist traurig, mein Kind? Weine bei mir. Du wirst nicht lange die Mutter entbehren, kleine Blanche, mein gutes, mein kluges Kind!“

„Dieses, Thibaut, ist Madame gewesen. Sie müssen lächeln? Sie war auf ihre Art sehr, sehr gut. Sie lächeln wegen der Fransen? Des Tuches? Es war grün. Nein, des Haares? Oh, die waren wohl weiß, doch Madame färbte sie sich. Wir haben sie dennoch alle geehrt, eine Ehre, nicht ganz ohne Lächeln. Dies sind wir alle von damals. Warum aufgebaut zu einer Pyramide? Daß keine unsichtbar sei. Diese zwei untersten, im Türken-sitz mit gebreiteten Kleidern, oh, Madame gab sehr acht auf den Anstand, ganz richtig: Puppen aus Mohnblumen ohne Bein, sind wir beide, dies ich, doch, gewiß, ich bin es, und dies neben mir ist Hortense.“

Germaine macht eine Pause, darin sie den Finger auf dem Mädchen in der ersten Reihe des Pyramidenbildes ruhen läßt und Thibaut d'El-beuf erwartungsvoll von der Seite ansieht, eine liebliche Fischerin den Fisch, der sich in einem sehr klaren, durchsichtigen Gewässer nach dem Köder ihrer goldenen Angel bewegt.

„Ist sie nicht sehr besonders, diese Hortense?

Sehn Sie hier ein anderes Bild von ihr. Es war zum Namenstag Madames, daß wir Olymp spielten. Sie war die Diana, aber diese Photographie ist nicht gut, sie ist eigentlich schlecht, sie ist abscheulich. Dann kam eine Zeit ohne Bilder... Wissen Sie, Thibaut, Sie müssen Hortense selbst sehen. Sie ist hier, ist in Paris, an der Bibliothèque Nationale. Sie meinen, zu jung dafür? Sie ist klüger als alt.

Sieh an, Yves! Das ist unser Sohn, Thibaut, erst zwei Monate, nicht doch, zwei Monate und einen halben.“

Germaine nimmt der Amme geschickt das Kind aus dem Arm. Thibaut d'Elbeuf bewundert den kleinen Marquis, wie ein Mann das Kind seines besten Freundes bewundert und die lebendige Frucht der Frau seines Kameraden. Ein wenig Wehmut ist in diese Freude gemischt. Denn welcher Mann sähe nicht gerne das Reis seines eigenen Stammes, den Beweis: ich bin, die Verheißung: ich werde bleiben, ob ich auch zu meinen Vätern gegangen sein werde, wie sie gingen, als ich blieb, ich werde fortdauern, dieser hier ist der Bürge!

„Ein herrlicher Knabe, Marquise!“

„Auch Sie, d'Elbeuf? Ist es nicht doch Schmeichelei? Alle sagen das gleiche!“

„Weil es die Wahrheit ist, Marquise, die Wahrheit verändert sich nicht, und wäre sie immer andere Zunge in immer anderem Mund.“

„Sie sind ein halber Philosoph, d’Elbeuf, Hortense ist auch ein halber ...“

„Marquise, Sie wollen immer das Ganze!“

„Ja, nun ist es heraus. War ich ungeschickt?“

„Das waren Sie nicht. Ehen werden im Himmel gestiftet, Marquise, dies Zimmer ist so blau wie ein Himmel im Mai ... Yves de la Mothe der jüngste Engel darin ...“

„Kein Engel, Thibaut, kein Engel ... nur das nicht ...“

... und so glaube ich Ihren Schützling trotz der Jugend Fräulein Filliols — kann es sein, daß sie verwandt ist mit dem auf See verstorbenen David Filliol? — mehr als geeignet für diese von Ihnen vorgeschlagene Stelle, darin sie sich in den ersten Tagen schon überraschend eingearbeitet hat. Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr d’Armand, für diesen Hinweis, den ersten, doch ich hoffe, nicht letzten Ihrer Mitgliedschaft, und gern zu Ihren Diensten bereit ...

Paris im September.

Sie sitzen im Zimmer, das Thibaut d’Elbeuf den Himmel genannt hat.

„War es sehr bitter, Germaine?“

„Es war zu ertragen ..., da ich es aber sah, fiel ich in Ohnmacht vor Glück. Ich glaube doch, Hortense, es gibt Menschen, die sterben vor Freude!“

„Du meinst Frauen?“

„Was hast du gegen das andre Geschlecht? (Richtend das Unbekannte, richtet man sich selber zu Grund...) Wie du schmal geworden bist von den ewigen Büchern! Es hätte Zeit damit gehabt, bis wir alt sind. Dem weißen Haar schadet kein Staub.“

„Ich bin noch so rostrot wie zuvor... Doch du sagtest, eine Ohnmacht?“

„Ja, aber das Erwachen daraus war sehr süß. Immer ist das Erwachen nach Schmerzen sehr süß...“

(Ich erwachte, aber der Schmerz war nicht vorüber.)

„Und der Schmerz einer Mutter lohnt sich...“

(Denn das Weib ist traurig, ehe es gebiert, hat es aber geboren, so ist es voll Freude... dies trifft zu für Germaine, nicht für mich ... all dieses nicht für mich.) „Und stillst deinen Sohn?“

„Verneuil wollte es nicht, ich bin nicht sehr stark, du verstehst.“

(Und ich hatte Schmerz von der Fülle. Marmelne Kugeln und Milch wie Schwerter bis in die tiefste Tiefe hinein.) „Schrie es sogleich?“

„Er schrie... wie du klug bist, Hortense!“

(Bei Gott, ich verrate mich, zurück, Hortense, zurück!) Und das Haar hinter die Ohren streichend, ganz langsam, fast träumerisch: „Siehst du, ich lese soviel, ich bin immer allein, man lernt manches aus Büchern...“

„Nicht alles... denn du warst zu einsam, es war ein Unrecht Verneuils, das einzige, das ich ihm

vorzuwerfen habe (und brachte das Kind in Windeln gewickelt, sein Gesicht vergesse ich nicht). Aber dir hat das Ordnen wohl Freude gemacht?“

„Der Katalog wird schon gedruckt. Es ist möglich, daß der Staat Josués sämtliche Bücher erwirbt, und ich sehe sie wieder.“

„Immer Bücher, nichts als Bücher! — Höre, Hortense, ich bin ungeschickt aus lauter Liebe und der Lust lieben zu sehn... kennst du Thibaut d'Elbeuf?“

„Was soll er?“

„Er ist der Freund von Maurice...“

„Was willst du mit ihm?“

Germaine errötet, auch Hortense wird rot bis in ihren rostigen Helm: „Laß es gut sein, Germaine, es wird sich finden...“

„Wirst du...?“

„Laß es gut sein... weißt du, zeige mir Yves.“

Und man bringt das Kind.

Und ich habe an alles gedacht, sagt sich Verneuil in der frühen Sonntagsmesse zu Notre Dame, da der Priester die Stufen hinansteigt (er kennt den alten Arzt, der immer um diese Zeit hier erscheint und kniet mit den Ärmsten der Armen): laß mich hintreten zum Altar Gottes... nur an den Hund habe ich nicht gedacht, diese getreueste der Kreaturen. Und sie hat ihn immerdar bei sich und Tiere erkennen das Blut noch in

Steinen wieder. In Deiner Nähe, o Gott, geht uns die Schlucht unserer Irrtümer auf!

Hortense an Eugène Verneuil:

Ich traf Sie nicht, Verneuil, man sagte mir, Sie seien im Hospital, irgend ein blödes Kind liege im Sterben. Und ich muß mit Ihnen reden, Verneuil, ich muß. Bin ich nicht soviel wie jenes Kind? Meine Blödigkeit ist im Sterben, meine Blindheit zerreißt. Ich flehe: Himmel, den ich mir verschloß, laß mich herein. Sie, der Sie bei einem Kinde sitzen, wissen: es sind nur die Kinder, die uns erwecken, die da sagen: Wie hart bist du, werde weich!

O Verneuil, ich war bei den de la Mothes. Dieses Kind, dieser Knabe... er mit Ihren Augen, mit den Augen Verneuils, wie alle es sagen (und es ist wahr), Germaine ähnlich, aber wie viel schöner, bedeutender als sie! Yves, an das Kind, das Mensch ward und Gott blieb, gemahnend, hat mein Herz zerrissen, es ist ein zerschlagenes Herz. Helfen Sie mir, helfen Sie ihm, meinem Herzen, hören Sie mich an! Soll ich weniger glücklich sein als jene junge Frau, als Germaine? Habe ich weniger gelitten, als sie um ihren Knaben litt? Wir sind Schwestern, alle, vom Augenblick an, wo wir geboren haben. Sie aber steht im Licht, soll ich im Schatten stehn? O Verneuil, Verneuil, ich war nahe daran, dem Kinde, nur dem Kinde (man gab es in meine Arme, man ließ mich mit

ihm allein) zu gestehen: ich habe eines deinesgleichen verleugnet. Ich glaube, sein Blick hätte mich wie eine Flamme verzehrt.

Verneuil, wohin brachten Sie meinen Sohn? Gehn Sie und fordern Sie ihn zurück. Lassen Sie mich gehn, es kann nicht schwer sein, ihn zurückzuerlangen. Was sind wenige Monate für eine Fremde?

Ich will mein Kind, ich will meinen kleinen Knaben!

Und wiese die ganze Welt mit Schwertern statt Fingern auf mich und zerfleischte sie mich bis aufs Mark, ich will meinen Sohn!

Sie sind gnädig gewesen, Verneuil. Damals war es Gnade, dies ist wahr, heute ist es Grausamkeit, Härte, Hölle statt Himmel. Wir haben gemeinsam geirrt, darum geben Sie mir mein Kind wieder, den Sohn an Hortense Filliol.

Doktor Verneuil an Hortense Filliol:

Mein Kind, Sie sollen sagen: ich verwarf die Frucht, da lag sie jenseits über'm Zaun im Staub, bereit zu faulen. Wer sie genommen hat? Viele gehn dort vorüber. Nur einer nahm sie auf, dieser eine bückte sich, Demut hat ihren Lohn. Gott selber hieß ihn finden und empfangen. Sie werden andre Früchte reifen, bestes Kind, in andern Winden dieses Himmels, hellen, heiterern. Mißgönnen Sie Germaine nicht ihr Glück, ein Glück, das Sie verschmähten. Wollten Sie nicht, sprechen wir unter uns, die wir Sünder sind, es töten, da es noch nicht war und doch schon ward?

Mein Kind, einstmals bereit, die Frucht dem Tod zu opfern, opfern Sie jetzt Gott...

Verneuil legt seine greise Stirne auf das Blatt, die Strähne weißen Haares färbt sich an der blauen Feuchte der frischen, nun verwischten Schrift.

... ich habe das getan, was Sie gefordert haben. Getan ist nicht ein Rad des Wagens ‚Geh zurück‘. Wir alle, Speichen in dem Rad des Himmels, drehn uns vorwärts, und was geschehen, bleibt geschehn. Wollen Sie denn wider Gottes Fügung streiten, wollen Sie, Hortense? Er lief mit Ihrem Kinde, dem verachteten, nun laufen Sie ihm nach. Bedenken Sie, der Vorsprung seiner Füße, Gottes ewiger Füße, ist sehr groß. Ein einziger seiner Schritte, der ist tausend Jahre, mehr noch als tausend Jahre... o mein Kind, was wollen Sie mit Ihrem Sohn, der reifer ist als Sie um tausend Jahre?

Verneuil zerreißt den Brief. Auf einen neuen Bogen schreibt er, die Hand so sicher wie um eines Messers Griff, das nah vorbeigeleitet wird an eines kranken Herzens Bau, dies Herz zu heilen:

Es ist nicht möglich.

Und schickt ihn ab.

Hortense an Eugène Verneuil:

... ich ging im Park umher, Verneuil. Was soll ich anders tun, wenn mich die Bücher lassen? Und fremde Frauen fuhren ihre kleinen Kinder

aus. Sie lachten und ihr Lachen ward erwidert. Und kleine Hände kamen, ros'ge Vögel unterm Dach hervor, dem Dach der Wagen, in dies Lächeln hinzufliegen. Ich könnte lächeln, gleichfalls lächeln, Sie verweigern's mir. Ich bitte, geben Sie den Brief der Pflegerin des Kindes, ein Weib allein versteht ein Weib...

Verneuil stockt im Lesen (ein Weib alleine kann ein andres Weib zerstören, wie nie ein Mann zerstört) und bekennt dann traurig: und ihre Waffe ist ein kleines Kind.

Sie haben, die de la Mothes, die ersten Bilder von dem kleinen Yves. Elf Monde ist er nun.

Die alte Marquise stellt das kleine Bild an ihrem Bette auf, unter die ewige Lampe vor dem Bilde ihres Schutzpatrons Vincent de Paul. Betrachtet sie's, sie tut dies jeden Abend, jeden Morgen, vergißt sie oft: dies ist nicht meines Sohnes, seines jungen Weibes Kind. Sie, die den Stein der toten Madeleine küßte, küßt dieses glänzende Papier. Sie sagt zu ihm: du Freude meines alten Herzens, willst du mir nicht verzeihen, daß ich gewünscht, du seist ein Mädchen? Siehe, du lächelst, du verzeihst, wie könntest du auch anders!

Blaise d'Armand trägt dieses selbe Bildchen mit dem Bild Germanes, sie ist darauf zwei Jahre alt, auf seinem ritterlichen Herzen. „Sahn Sie schon meinen Enkel, Graf“, spricht er auf offner Straße

zu dem alten Kampfgefährten: „Dies ist Germaine, dies er... was sagen Sie zu ihm?“

Man kann nicht Worte finden, welch ein Wunder ist ein Kind. Vor Wundern wird die Zunge selig lahm.

Sie schenken auch Hortense dieses Bild: Yves de la Mothe. „Am liebsten hätten wir ihm Jason zugesellt, als dieses Bild entstand, weil sich die beiden lieben.“ Denn selbst das große treue Ungeheuer erliegt dem Liebreiz Yves'. Mit Gewalt nur bringt Hortense ihn vom Gittergarten fort, den er umkreist, ein Hirtenhund die Hürde mit dem Lamm des Herrn.

„Du warst nicht hier, Hortense, darum siehst du ihn ohne Jason auf dem Bilde.“

O dieses Bild: Yves sitzt auf seinem einen runden Beinchen, das andre aufgestellt, auf dessen Knie den Arm, und in die Hand den Kopf gelegt (nachsinnend seiner Herkunft, sagt Thibaut d'Elbeuf, dem Herzen Gottes, er ist ihm noch so nahe, es braucht nicht viel Erinnern), das apfelrunde Angesicht verheißt ein künftiges Oval. Das Haar in großen Locken, auf dem Bilde dunkler als in der wehenden Wirklichkeit, hat darin ein braunes Rot. Maurice als kleiner Knabe hatte dieses Rot. Die Haut ist dadurch weißer, feuriger das Auge. Der Mund ist eine Rose. Herz dieser Rose aber ist das erste Wort, das Yves gesagt und immer wieder sagt, „Mutter“ heißt dieses Wort.

Germaine zerbricht vor Freude fast an diesem Wort. Vor Glück so zu zerbrechen ist der Anfang der Ewigkeit.

Sie schenken auch dem Treuesten der Treuen, Eugène Verneuil, das Bildchen Yves'. Er sieht es an, in seiner armen Zelle sieht er's an. Die wunderschönen Augen dieses Kindes sprechen lauter als des alten Mannes Herz: Siehst du nicht, wie ich glücklich bin? Mein Vater, denke doch, wo wär ich ohne dich? Der Liebe wäre weniger auf dieser Welt, wärest du nicht mein Erretter. Der Name de la Mothe ist über mir als Dach, doch dir gehöre ich, du hast mich aus den Wassern aufgezogen, darin ich fast versunken bin.

Verneuil spricht zu dem Kleinen auf dem kleinen Bild: Kind einer einzigen Frau, das du zwei Mütter hast, was soll ich tun?

Das Bild erwidert nichts, es lächelt nur, nachsinnend seiner Herkunft.

Verneuil vergräbt das kleine Bild unter Briefen. Fast jede Woche kommt solch ein Brief in seine Hand. Es ist Hortense, die schreibt, denn selbst zu kommen, wagt sie nicht, seit Fräulein Odette gesagt: „So oft, Fräulein Filliol, Sie sind doch nicht erkrankt? Mein Bruder ist nicht hier, er ist...“

Nicht krank? Sagen Sie Ihrer Schwester, daß sie mich nicht mehr verspottete, Herr Verneuil. Nicht krank? Ich leide, oh, ich leide, bis Sie mir sagen, wo es ist, mein Kind. Ich will es ja nur einmal sehn, nur einmal, ganz von ferne, es nicht berühren, es vergessen, wenn ich es gesehn. Dies sei die Buße: Es nur sehn. Ist dies nicht größte Buße für die Schuld: Einander nicht gekannt zu

haben, als es Zeit war, sich zu erkennen nach der Zeit?

Ich bin die Mutter, ich gebar es, ich! Und schäme mich nicht mehr, der Welt zu sagen: Hier eine Sünderin, werft Steine, werft!

(Und fürchtete die Zungen. Ach, die sind steinerner als Steine auf dem Felde vor der Stadt, wo sie Stephanus, den Diakon, gesteinigt haben.)

Bedenken Sie, man schenkt mir Bilder von einer andern Mutter Kind. Ich habe sie zerrissen, hören Sie, zerrissen. Ich will ein Bild von meinem eigenen Kind. Ich will mein Kind!

Und nun (o Jammer der gedemütigten Frau in diesem stolzen Mädchen): Ist denn die Pflegerin des Kindes gut zu meinem Sohn, schlägt sie ihn nicht, hat er sein kleines Bett, hat er genug zu essen?

Und Verneuil an Hortense:

Hortense, Ihr Sohn hat alles (alles? denkt sie, wenn er mich nicht hat!). Den Brief an seine Pflegerin kann ich nicht weitergeben. Kind, sie ist nicht Pflegerin, sie ist ihm Mutter, wahrhaft Mutter, hingegeben an sein Leben bis zum Tod. Wollen Sie jene, die Ihr Kind erhielt, zwiefachen Sinns erhielt, wollen Sie jene töten?

Und Hortense zurück an Verneuil:

... und wären Mauern von Müttern vor dem kleinen Pierre (sie nennt ihn Pierre, denn da der kleine Pierre Tisson verschied, entsann sie sich des eignen Kindes, verschmolz das eine mit dem

andern) und wäre mir gesagt: erlege sie, wenn du vermagst — ich würde sie erlegen....

Es sind nicht Mauern von Frauen vor Yves. Es steht nur Verneuil vor dem Knaben. Er ist Mauer genug, eherne Festung, Mauer der Gerechtigkeit, Festung des Lichts. Aber in den Grundfesten erbebt diese Mauer und Verneuils Gesicht ist von Rissen des Schmerzes durchsprengt.

„Er verfällt so, Eugène Verneuil, sahen Sie's nicht?“

„Er opfert sich für die Seinen“ (für Germaine, für Yves, für Hortense Filliol, denn, o Gott, Du weißt es, sie war Dir ferne, auf dem Umwege wird sie Dir nah, aber warum muß ich es sein, der sie Dir bringt? So bringen muß: selber zerschmettert die Zerschmettete?).

Germaine spielt mit dem Kind. Sie hebt es an den Spiegel: „Dies bist du. Zweimal Yves, zweimal Germaine, zweimal der Himmel. Dort? Nicht dahinter! hinter dem Spiegel ist Wand. Mutter? Ja, gewiß, deine Mutter! Streichle sie nur, sie wäre tot, lebstest du nicht.“

Sein Haar, gegen ihre schmale Nüstern gegliitten, duftet. (Wir müssen es schneiden lassen, Germaine. Oh, noch nicht, Maurice, oh, noch nicht etwas von ihm entfernen, was sein ist. Morgen, Maurice! Das seidige Haar wächst, und immer wieder: Morgen, Maurice!) Germaine, sich der

Herrlichkeit der Erde nach dem Regen entsinnend, o Duft, o Gesundheit, o Fruchtbarkeit, nennt Yves: „Regenwurm!

Mein Vogelflaum!

Mein Grillennest!

Mein Primelpolster!

Meine Milchstirne!

Mein Kälbchen!

Mein...“

Yves weint.

Seine Tränen mit ihrem Haar trocknend — sie trägt es in ihren Gemächern noch so gern, wie sie es trug bei Madame, offen und leicht gelockt — reicht sie ihm die Kette echter Perlen, die sie zu seiner Taufe bekam. Ihr kommt nicht der Gedanke, es könne die Schnur zerreißen. Welche Mutter reichte ihrem Sohn nicht den Mond, den Trost der Einsamen, könnte sie ihn nur erlangen. Gott wußte wohl, was er tat, als er dies Licht am Baum der Nacht vor den Händen der Mütter sicher befestigt hat.

Yves, die kühle Kette einen Augenblick in den Händen, läßt sie fallen. Das kleine, schöne Gesicht über die Grube von Germaines Hals gepreßt, gibt er den ersten Ton einer Klage von sich.

„Yves, meine Pferdenase, mein Stern, mein Gedanke?“ (Erde und Himmel, alles vermengt, um ein Kind zu benennen.)

Yves, fortklagend, hat die Augen geschlossen.

„O Maurice!“

„Meine Germaine?“

Und Germaine in Tränen: „O Maurice, Yves ist krank!“

Sie haben Verneuil gerufen, den alten Verneuil, dies Gefäß, nah dem Zerfallen. Er sitzt an dem winzigen Bett. Tage, Nächte? Was weiß man im Haus der de la Mothes noch von der Zeit. Yves will gehn, und es gilt ihn zu halten.

Niemand hätte Germaine diese Kraft zugetraut.

„Eine heroische Frau, Ihre Freundin Germaine, in dem Kampf mit Gott um ihr Kind!“

„Sie hat zwei Jahre das größte Glück erfahren, das ein Weib kennt, Herr d’Elbeuf.“

Sie gehn weiter im Parke spazieren...

Doch sie kommen um des Kindes willen nicht zu sich selbst.

„Ist die Gefahr groß, Herr d’Elbeuf?“

„Die höchste, Fräulein Filliol, es kann in diesem Augenblick vorbei sein.“

(Vorbei... mag es! mag es die andere erfahren, was es heißt..., oh, nein, mein Gott, verzeih mir meine Gedanken... die der Schuldigen gegen jene, die ohne Schuld...)

„Aber sie haben Verneuil!“

„Verneuil (ach, ich habe ihn nicht mehr, ich, die ich ihn von mir gestoßen habe im Flehen um Erbarmen), er ist ein sehr guter Arzt...“

„Er ist ein Engel, wie er ein Greis ist“, sagt Thibaut d’Elbeuf überzeugt. — — —

Und Germaine vor Verneuil auf den Knien:

„Es ist nichts, das ich ihm nicht verzeihn könnte, wenn er groß wird, Yves, o mein Vater!

Er mag mich zerfleischen durch Jahre... er mag ... ich will erblinden ... ich will mich kasteien... ich will... nur er soll mich nicht verlassen, nur dies nicht... Hab ich ihn mir denn noch nicht erkaufte... mit diesen Tränen, mit dem Blut meiner Augen, o mein Vater? Sie, der ihn mir gebracht hat, halten Sie ihn!“

Und Eugène Verneuil mit sehr schmalen Lippen: „Bitten Sie Gott, nicht mich. Er hat ihn gegeben.“

Wenn Stille schreien kann, so schreit jetzt Germaine, daß die Engel Gottes zusammenstürzen wie Hühner, weißgeflaumte, vor dem Ruf eines Habichts, der eindringt in den Hof Gottes.

„Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen... wollen Sie das sagen, Verneuil? Er hat...“

„Noch nicht, Germaine, noch nicht, meine Freundin. Siehe, er lebt noch, er lebt noch.“

„Der Name des Herrn sei gelobt!“

Wie in der Stunde, da Yves geboren wurde, aus Gottes Güte für Germaine geboren, tragen Verneuil und Maurice die Lebloose auf ihr Lager im Nebenzimmer und überlassen sie der mütterlichen Marquise.

Yves' Röcheln ist so traurig, so traurig, über die Maßen traurig sind die Gesichter der Männer am Lager dieses winzigen Mannes, der vor ihnen

voraus hat, Gott so wohlzugefallen, daß er ihn auf seine Knie heben will.

Und Verneuil murmelnd: „Er wird begehrt ...“

„Meinen Sie, Verneuil, er war zu schön für uns, unser Kind, begehrt von Gott, Verneuil?“

„Von seiner Mutter, Marquis.“

Leiser als diese Stimme kann eines Menschen Stimme nicht sein. Maurice hört sie dennoch, er sagt dumpf: „Sie würde es nicht überleben.“

„Ich weiß es ...“

Und eine Weile später Maurice: „Jene kann andre gebären! Aber Germaine?“

Und Verneuil zu sich selber: Ich habe nicht gewußt, ich, ein Mann, was ein Weib ist, da es geboren hat. Wußte sie es denn selbst, wußte sie es zuvor: Blut ist stärker als Liebe, stärker als Freundschaft, stärker als Tod?

„Was verlangt das Weib...? Sagen Sie die Summe, Verneuil!“

„Das Kind, Marquis, keine Summe, das Kind!“

„Sie hat das Recht, Verneuil.“

„Marquis, sie hat das Recht.“

„Aber die Liebe besaß Germaine!“

„Germaine, ja damals, die andre so spät, aber noch nicht zu spät ...“

„Nun aber sagen Sie mir den Namen, Verneuil. Ich werde zu ihr gehn, mit ihr zu reden. Sprechen Sie, werden Sie ihn mir sagen?“

Verneuil sieht auf, über Maurice hinweg, als sähe er ein andres Gesicht über dem jungen, vom Forschen erblaßten.

„Nein“, sagt Verneuil.

„Sagen Sie es, Verneuil, daß ich Sie von ihr erlöse.“

Also haben jene gesagt zu dem auf der Folter Hingestreckten: Verrate!

Und der Gefolterte: Nein!

Sieh, diese Flammen, sie werden dich verzehren. Sie züngeln, sengen, zischen befriedigt. Sprich!

Nein!

Diese Schnüre! Zieht ihn hinauf! Nun, was hast du zu sagen?

Nichts!

Laßt ihn herab, sengt seine Haut, mehr, immer noch. Nun?

Und der Gefolterte schüttelt das Haupt: Nein.

Und betet: Wenn das Kind stürbe, wäre alles gelöst. Aber es wird nicht sterben, es darf nicht sterben! Habe ich eingegriffen in Dein Rad, göttlicher Wille, daß es nicht hingehe über dies Kind, das Kind eines Kindes, nun denn, lasse dies Rad hinrollen über mich. Zermalme mich, Gott!

Maurice de la Mothe sieht die wunderschönen Augen vor sich geschlossen. „Was ist Ihnen, Verneuil?“

Er wird nicht vernommen...

Nur ein Lächeln kommt ihm, sich selbst fremd und nirgends bewußt, aus dem Antlitz mit dem wie in Feuer geglühten Silber des Haares entgegen — dies Haar, das sich eben bewegt, an einem dieser Welt unfühlbaren Hauche, sich einzeln sträubt, wie die Mähne des Hengstes am

Nahen des Rachens, der ihn verschlingen wird (denn Verneuil in sich, noch einmal leise und nun fast kindhaft: Zermalme mich, Gott, zermalme mich!).

Es sind kleine und große Briefe, Broschüren, Zeitschriften und Einladungen aus dem Türbriefkasten gefallen. Fräulein Odette schichtet alles, was einläuft, sorglich auf dem Tische ihres Bruders auf. Sie weist auch die Kranken an einen andern Arzt.

„Mein Bruder ist im Dienst. Wann er zurückkommt? Ich weiß nicht. Es ist der Fall eines Kindes. Auf Leben und Tod. Sie verstehn?“

Wem wird nicht das eigene Leiden geringer vor dem Tod eines Kindes, das kaum noch gelebt (es gibt doch in allem Bitteren dieser armen Welt so viel Süßes), das kaum liebte, kaum spürt, was Geliebtwerden heißt.

Und hier kleine Zettel, letzte Flammen aus dem sich klärenden Herzen Hortense Filliols:

Ich habe Sie oft gekränkt, Verneuil, ich war toll, ich bin es noch. Nur anders. Herr d'Elbeuf sagte: Ich begehre Sie, Fräulein Filliol. Ich sah ihn starr an. Ich hatte gewußt, daß dies kommt, ja, ich ging ihm entgegen. Und nun wende ich mich.

Denn er wird sagen, wenn ich gesprochen habe: Wo ist das Kind? Und ich: ich weiß es nicht. Wie sieht es aus? Ich weiß es nicht. Ein Knabe oder

ein Mädchen? Ein Knabe. Dies ist alles, was ich weiß, und es ist nichts. Es ist der Beweis, der armselige: Ich war verlassen von Gott. Mit ihm wäre ich zu d'Elbeuf gegangen, ohne ihn, ich meine Pierre, bleibe ich nun allein. Es ist besser, es ist das einzige. Meine Scham ist sehr groß... verzeihen Sie mir!

Und der andere Zettel:

Ich höre, der kleine de la Mothe liegt im Sterben. Ich wage mich seinetwillen wieder vor Gott, den ich... Sie wissen es besser. Ich bete für dies Kind. Möge es erhalten werden für die Mutter, die seiner würdige. Gott segne Ihre Hände, Verneuil, daß dieses Kind lebt, wie ich wünschte, ich dürfte das meine jemals umfassen... wie ich wünsche...

Hortense betet, Germaine weint, Maurice hält ihre Hände. (Aber Verneuil: Zermalme mich!)

Und das Kind Yves de la Mothe lebt.

Verneuil kommt nach Hause... zu sterben.

Er geht seine alte Treppe hinauf. Er hat den Schlüssel, er öffnet. Ein kleiner Schatten, wie der einer Fledermaus, flattert durch den Flur. Immer ein wenig dieser Geruch nach Kohl hier, nach altem Kohl. „Odette! So früh?“

„So spät! O Eugène, wie du aussiehst! Ist es vorüber?“

„Er lebt, der kleine de la Mothe!“

„Und die Marquise?“

„Germaine? Sie lebt mit ihm. Sie hat ihn sich wirklich erkauft. Wirklich, Odette, mit Tränen und Blut.“

Odette hilft dem Bruder aus dem schäbigen Mantel. Sie spricht: „Fräulein Filliol war hier. Sie sagte: Du möchtest das, was sie geschickt, dann verbrennen. Ich glaube, es sind Papiere in Sachen von Josués Bücherei.“

Verneuil geht in seine Stube. Es ist noch nicht ganz Tag. Er entzündet das Licht. Er sitzt still vor seinem Schreibtisch. Dann sieht er durch, was gekommen ist. Sieben kleine Briefe legt er zur Seite, er öffnet sie nicht. Denn weiß er nicht alles? (Zermalme mich, zermalme mich...) Er geht an die Lade in seiner Schlafzelle, wo er die anderen Briefe verschlossen bewahrt. Er leert die ganze Lade aus, nur das Bild Yves' (wie anders er ihn verließ: schmal, schlank, die Locken sind unter der Schere gefallen, nur die Augen sind gleich, nachsinnend der Güte, die ihn hielt in seiner Krankheit: Komm zu mir, mein Kind, Yves. Nein, gehe wieder, und bleibe dort, wo alle gut zu dir sind, es ist noch nicht an der Zeit...) legt er wieder zurück in das beraubte Fach.

Und vernichtet alles andre.

Das Feuer flackt, es flammt über Asche, es beugt sich, wird klein, es ist am Erlöschen, es stirbt. (Zermalme mich zu Staub, zermalme mich, Gott!)

Er sitzt noch ein wenig hin an seinen Tisch. Er löscht die Lampe. Der Tag ist gekommen. Ein-

mal schreibt er, wie nachsinnend, eine Sentenz auf den Rand einer Broschüre, als schriebe er einen Traum noch im Traum: Das Weib, Mutter geworden, wird mit Gewalt nichts andres mehr. Darunter: Größter Irrtum einer Mutter, die begehrt, nur Weib zu sein. Es ist unmöglich.

Es scheint dies verworren, so bedeutsam es dem Sinne Verneuls ist, darum streicht er es wieder aus. Seine Schrift, sehr zart, wird von dem Blau des Kopierstiftes schnell gelöscht... niemand erkennt, was er sann.

Und er geht in die Schlafzelle zurück, wechselt den Rock, wäscht sich...

Die Schelle unter dem Schild des Arztes ertönt.

„Ja, gewiß. Er ist zurück. Das Kind? Es wird leben. Aber er... eigentlich müßte er schlafen.“

„Nichts da von schlafen, Odette. Guten Morgen, guten Morgen, Herr Tissier.“

Es vergehn einige Tage. Die Kranken kommen bedrückt, klagend. Sie gehn, manche getröstet, andere angeleitet, in sich selbst zu schauen: Er, der über uns ist, ist auch in mir. Dies heilt.

Jeden Mittag, es sind die sanften Mittage des März, geht Verneuil zu Yves, dem Knaben.

Sitzend an seinem Lager, spricht er dem darin Kauernden zu: „Mein Kind, nun sind die Tage, wo die Veilchen kommen. An deiner Mutter Hand wirst du zu ihren blauen Polstern gehn. Du wirst sie pflücken dürfen, wenige grüne Blätter noch dazu.“

Yves nickt, die kleine in der großen, schlanken Hand des Arztes. Wie kühl die ist!

„Du wirst die Bienen sehn und hören, liebes Kind. Entsinnst du dich der Honigsüchtigen und ihrer kleinen Pelze, die sie tragen, der lustgen Hosen, gelb von Blütenstaub? Mein Kind, entsinnst du dich...?“

Sie orgeln, wie die Orgel spielt, verborgen von den Säulen einer Kirche...“

Verneuil macht, wie die Bienen orgeln. Yves ahmt es nach, es ist im Zimmer der vergangenen Krankheit ein Getön der neu erwachten Kreatur.

Es ist nichts Süßeres auf Erden als Genesen, noch schwach sein und die Stärke wie das Wachstum heller Flügel hinter sich... und so geliebt zu werden, so geliebt.

Hortense hat dem Kind Germaines den großen Hund gelassen, Jason, daß es sich auf ihn stützen möge, wenn es erstmals aus dem kleinen Bette hingehoben wird: Versuche einen Schritt, wieder den ersten.

Jason, zu Füßen Eugène Verneuils geschmiegt, wendet sich heut von diesen Füßen ab, so oft sie frierend seines Haares Wärme suchen.

„Er spürt den Frühling“, sagt Germaine.

„Er spürt...“ (zermalme mich...).

Es ist die Regel, eine alte, niemand weiß es, stammt sie noch von den Verneuils in Chartres oder hat Odette, hat es Eugène Verneuil gewollt, daß man an ruhevollen Abenden ein Stück der Testamente liest.

Kein Kranker heute Abend mehr, Odette? Kein Ruf?“

„Kein Ruf!“ (Und doch ein Ruf, wohin Verneuil sich wendet. Odette vernimmt ihn nicht, nur er, nur er...)

„Dann eine kleine Lesung, Schwester!“

Und sie legt die alte Brille vor die Augen, schlägt auf das Buch: das Alte Testament. „Eugène, ist es dir recht?“

„Es ist mir recht!“

Sie liest:

„Zu der Zeit traten zwei Frauen zum Könige...“
Verneuil erblaßt.

„Und dieses Weibes Sohn starb, denn sie hatte ihn zur Nacht erdrückt.

Und stand auf und nahm meinen Sohn, und ihren toten legte sie an meinen Arm.

Und siehe, es war nicht der Sohn, den ich geboren hatte.

Der König sprach: holt mir ein Schwert!“

Verneuil sitzt, er sitzt wie versunken. Odettes klare Stimme liest weiter, immer neu schön ist der Gerichtstag Salomos:

„Da antwortete der König und sprach: Tötets nicht! Die ist seine Mutter.

Und sie sahen, daß die Weisheit Gottes in ihm war, Gericht zu halten.“

(Unwissenheit, ist sie Unschuld? Der hat gut richten, der nichts weiß, der aber weiß, der wird selbst gerichtet werden, vierfach... Zermalme mich!)

„Ist dir nicht wohl, Eugène?“

Verneuil erhebt sich mühsam: „Laß es gut sein, Schwester, es geht vorbei, es geht vorüber.“ Und hinkt in seine Zelle. In der Tür aber, umgewendet gegen Odette: „Rufe mir Hortense Filliol, sei gut. Wenn du willst, erst morgen früh, ich selbst werde zu schlafen versuchen.“

Ruht und ruht doch nicht. Wie könnte einer schlafen, von der Folter weggehoben, die Glieder alle einzeln ausgerenkt, wo sie einst zusammen gewesen, die Haut versengt...

„Mein Kind, wie gütig, daß Sie sich zu mir bemühen. Dort ist ein Stuhl. Hier, näher, nein, ganz nah...

Mein Kind, ich sah Sie diese Nacht. Sie lasen, ganz wie einst bei Kerzen.

War es die Aeneis?“

Hortense in dem braunen Kleide spricht:

„Verneuil, nicht die Aeneis mehr. Es war: Die Trauernden, sie sollen sein, als trauerten sie nicht, die Fröhlichen, als wären sie nicht fröhlich...“

Verneuil nickt:

„Dies ist ein gutes Wort, Hortense. Wie schön Sie heute sind!“

Er liegt auf seinem harten Kissen und sie merkt: er geht. Die Hand in ihrer Hand wird ihr entzogen, obschon sie bleibt.

„Mein Kind?“

Und die Gezähmte, die zu Gott Gezähmte, noch einmal wild:

„Noch einmal, o Verneuil, ist keine Hilfe? Keine? Sprechen Sie! Wo ist mein Sohn?“

„Bei einer Mutter, Liebling!“ Und seltsam, wie hinweg von diesem Punkt, doch auf dem gleichen: „Denn Sein ist besser als Nichtsein, Hortense!“

„Warum, Verneuil, warum?“

Er zeigt zur Decke, der seit Jahren nicht gewußten, seiner Zelle. Es ist ein grauer Himmel. Und nun sehr mühsam: „Nehmen Sie den Dank, Hortense, für dieses Kind, das Kind, das Sie mir schenkten...“

Rührend ist die Stimme, furchtbar ihr Sinn.

Und lächelnd: „Es ist ein schöner Knabe, ein sehr schöner... und gut.“

„Und darf ihn niemals sehn, niemals, Verneuil?“

Die Flammen schlagen nochmals aus der Asche um den Todesnahen. Schon weiß geglüht, empfindet dies Gebein noch Schmerzen.

„Niemals? Wann werden Sie mirs sagen...?“

Verneuil erhebt den Finger, standhaft bis zuletzt: „Dort!“

Und ist selbst unterwegs dorthin.

„Und werde ihn dort sehn?“

„Ihn sehn!“

„Und ihn erkennen?“

„Hortense, erkennen!“

Und klagend, furchtbar klagend: „Sie sprechen: ihn erkennen, doch ach, Verneuil, woran?“

Die wunderschönen Augen heften sich in die tränenumflorten der Fragenden. Dann brechen sie entzwei, erst das zunächst Hortense, dann auch das andre.

„Woran, Verneuil, woran?“

Er schweigt.

Odette, von schwesterlicher Eifersucht getrieben, blickt herein.

„Eugène?“

Er schweigt.

„Hortense, Fräulein Filliol! auch Sie verstummt? Sie weinen? Mein Bruder, o Eugène, wohin bist du gegangen?“

Er schweigt.

Und Germaine, weinend an die Schulter ihres Gatten: „Und hat uns Yves zweimal geschenkt, zweimal, nächst Gott!“

„Viel mehr, Germaine, viel mehr!“

„Wie das, Maurice?“

Er schweigt.

Hortense, vom Lager des Entwichnen heimgegangen, fällt auf ihr Bett.

Wer doch so schlafen könnte, so wie er!

Sie schläft und träumt:

Sie sieht den Berg des Lebens vor sich, nicht zu übersteigen, denn er ist aus Glas. Sie wird ihn nicht, sie wird ihn niemals überwinden, man müßte eines Kindes Rechte in der Linken haben ... Verstieß sie nicht dies Kind? Es hätte sie geführt. Sie weint ... im Traum und auf das Linnen, wo sie liegt. In ihren Tränen ist ihr: Glas wird wieder Erde. Sie hat den Gipfel über-

wunden. Sie irrt nun durch die Himmel: Wo ist Gott? Verwirrt von vielen Stimmen folgt sie einer einzigen: Dorthin, mein Kind, dorthin! Und nun, vor Gottes Füßen: Zeige mir mein Kind, zeige es mir! Verneuls Schatten gleitet über Gott, nicht ihn verdunkelnd. Ein Engel spricht: Sieh hin...

Und sie erblickt ein kleines Kind, sieht einen Knaben, schön, sehr schön... wie Mütter sehen. Und sie erkennt fünf Male, in den ausgestreckten Händen zwei, zwei in den Füßen, eins nah dem Kinderherzen...

Und alle Stimmen, alle, die erklangen und je erklingen werden zwischen Gott und Menschheit: Dies!

Hortense erwacht.

Es ist Morgen.

Und nochmals Morgen. Sie begraben Eugène Verneuil, den Veilchenstrauß in Händen, den ihm Yves de la Mothe selbst gepflückt.

Ihn wird er hinhalten, diesen...: Zermalme mich!

*Die früheren Werke
von Ruth Schaumann finden Sie
auf den nächsten Seiten*

Werke von Ruth Schaumann

im Verlag Josef Köfel & Friedrich Puftet, München

DER REBENHAG. Gedichte. *Mit einem Titelholzschnitt.* 2. Aufl. 220 Seiten. Halbleinen M 4.50.

DER KNOSPENGRUND. Gedichte. *Mit einem Titelholzschnitt.* 2. Aufl. 136 Seiten. Halbleinen M 4.50.

DIE TENNE. Gedichte. 237 Seiten. Halbleinen M 6.—.

DAS PASSIONAL. 3.—5. Tausend. 48 Seiten, mit Titelholzschnitt. Kart. M 2.25.

DER KRIPPENWEG. 21 farbige Holzschnitte mit Gedichten. 48 Seiten. Kartonierte M 2.80.

DIE ROSE. 24 Holzschnitte mit Versen. 2. Aufl. Blockbuch, einseitig auf 27 Doppelblätter gedruckt. Geb. M 4.50. Handkolorierte Ausgabe geb. M 9.—.

DIE GELIEBTEN DINGE. Bilder und Verse. Blockbuch, einseitig auf 34 Doppelblätter gedruckt. Geb. M 5.40.

DIE KINDER UND DIE TIERE. 21 handkolorierte Holzschnitte mit Versen. Blockbuch, einseitig auf 24 Doppelblätter gedruckt. Geb. M 6.70.

DER BLÜHENDE STAB. Neun Geschichten und neun handkolorierte Holzschnitte. 161 Seiten. In Halbleinen geb. M 5.20.

Werke von Ruth Schaumann

im Verlag Josef Köfel & Friedrich Puftet, München

DIE KATHEDRALE. Gedichte. 8°. 47 Seiten. Kart.
65 Pf.

DIE GLASBERGKINDER. Ein Spiel. 56 Seiten.
Geb. 90 Pf.

DIE FESTE. 12 Postkarten nach handbemalten Holz-
schnitten. In einem Leporello-Album vereinigt M 2.25.

in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin

AMEI. Eine Kindheit. 15. Tausend. 253 Seiten. Geb. M 4.80.

im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

AVE VON REBENHAGEN. Geb. 35 Pf. (Reclams
Universalbibliothek Nr. 7212)

im Albert Langen / Georg Müller-Verlag, München

BRUDER GINEPRO-SPIEL. 32 Seiten. Kart. M 1.35.

im Rembrandt-Verlag, Berlin

DAS RUTH SCHAUMANN-BUCH. Von Rolf
Hetsch. Mit 85 Abbildungen. Kart. M 4.—, geb. M 6.—.

40
26/3